



# Laupenfeier 1989

## Innere Kraft, Entschlossenheit, Mut und Treue

Die Feier von 1989 findet gegenüber 1939 in einem völlig veränderten Umfeld statt, und es geht heute sicher nicht darum, sich an einer Siegesfeier im Ruhm der Vorfahren zu sonnen oder gar den Krieg zu verherrlichen. Aber seien wir doch offen und ehrlich genug, um festzustellen, dass es bei den bevorstehenden Festlichkeiten, wie bei anderen Jubiläen auch, um ein Gedenken an Leute geht, welche nicht nur unerhörte Opfer materieller und gesundheitlicher Art auf sich genommen haben, sondern darüber hinaus mit bewundernswerter Tapferkeit gekämpft und ihre Heimat verteidigt haben. Warum soll diesen Frauen, Kindern und Männern in der Stadt Laupen, allen Beteiligten überhaupt, nicht der Dank der Nachwelt geschuldet werden? Zu Recht sagt Richard Feller in seiner Beschreibung zur Laupenschlacht denn auch: «Man hat keine genügende Vorstellung mehr von den Männern und den Kräften, die damals die hochgemute und kluge Stadt (Bern) bewegten.» Das gilt natürlich auch für Laupen. Anderorts weist Feller darauf hin, dass Kirche und Papst auf Seite der Berner gestanden seien, und dass diese Gewissheit viel dazu beigetragen habe, dass man trotz der enormen Übermacht der Feinde bei Laupen nicht verzweifelte. Und warum, so darf man fragen, sollte man nicht der Bewohner des damaligen Städtchens gedenken, die trotz 1200 auf Laupen niederprasselnder Wurfgeschosse, trotz Brandpfeilen und Not jeder Art als Belagerte ihre Treue und Loyalität Bern gegenüber bewahrten? Bern habe, so sagt wiederum Feller, «ungleich Grösseres» in die Schlacht eingebracht als die Feinde, nämlich das Wissen, dass eine Niederlage die letzte hätte sein können.

Nein, nicht militaristische Gedanken und das Verherrlichen von kriegerischen Ereignissen sollen im Juni 1989 Urständ feiern, sondern die Erinnerung an die Treue und Loyalität der Stadt Laupen Bern gegenüber, die Erinnerung an die Opfer, Charakterstärke, die innere Kraft und den Mut des damaligen Bern und seiner Verbündeten. Diese Erinnerung ist um so kostbarer, als doch am 25. April 1338 Bern ja an einer Tagung mit seinen Feinden in der Kirche von Neuenegg nach allen Seiten unerhörte Konzessionen im Bestreben gemacht hat, den Frieden zu retten. Dieses Nachgeben trug Bern nur Hohn und Spott ein. «Bist Du von Bern, so ducke und lass über Dich gehen!» hallte es höhnisch durch ganz Burgund. Mit Nachgiebigkeit allein war eben schon damals der Friede nicht zu gewinnen.

Im Vorfeld der Diskussionen zwischen Kanton, Stadt und Burgergemeinde über die Feiern BE 800 wurde der Beschluss gefasst, die Organisation der offiziellen Laupengedenkfeier der Burgergemeinde Bern zu überlassen, wenn auch Kanton und Stadt finanzielle Beiträge leisten. Schon bald hat sich gezeigt, dass eine Koordination mit der Stadt Laupen notwendig ist. Seit geraumer Zeit arbeiten nun die beiden Organisationskomitees in partnerschaftlicher Weise zusammen. Freuen wir uns auf die gemeinsam geplanten Aktivitäten.

Thüring von Erlach

## Mittsommergruß des Nachwächters

Hört, ihr Leut', und laßt euch sagen,  
Zum feiern hat die Stund geschlagen.

So bring ich euch zum halben Jahr  
Wie eh und je myn Sprüche dar.

Wem ich's zum ersten bringen thu,  
Küniglicher Burgenbouer, das bist du.

Hättst du Bougtuech gstellt zur rächten frist,  
Wüßt man, wie alt die Burg hüt ist.

Wem ich's zum andern bringen thu,  
Yfriger Archäologe, das bist du.  
Du gräbst mit Flyß in Schutt und Trümmern.  
Der Boullüt Drang tuet dich nit kümmern.

Wem ich's zum dritten bringen thu,  
Getränger Architekt, und das bist du.  
Das Alt und Neu willst luber trennen.  
Söll man, was neu, auch schön is nennen?

Wem ich's zum vierten bringen thu,  
Ehrlamer Historiker, das bist du.  
Die Gschicht ist läng, dyn Wüßten groß  
Und laßt doch kleine Stücklein bloß.

Wem ich's zum fünften bringen thu,  
Brader Denkmaltplger, das bist du.  
Nit bloß mit Lumpen und mit Befen  
Pfllegt du, was einkmals wärt geweten.

Wem ich's zum sechsten bringen thu,  
Flyßiger Stüdtlichryber, das bist du.  
Hast Laupens Gschicht in Väs verpackt.  
Wohär bloß weißt alls so erakt?

Wem ich's zulezt noch bringen thu,  
Liebwärter Steuerzahler, das bist du.  
Was je gebaut und hüt geflicht,  
Dank dynen Basen ist alls geglückt!

Drum Steuerzahler, fang den Reigen an,  
Es folge der Schryber, der Pflger dann,

Historiker, Burgenbouer und mehr,  
Söll'n künftig wüirken zu Gottes Ehr.

# Die Schlacht: Wirklichkeit und Legende

Georges Grosjean

## 1. Die Quellenlage

Die Quellenlage zur Schlacht bei Laupen ist schlecht. Als ungefähr zeitgenössische Quelle stehen knappe Eintragungen im Jahrbuch der St.-Vinzenzen-Kirche zu Bern zur Verfügung, bekannt unter dem Namen *Cronica de Berno*. Eine ausführlichere Schilderung gibt der amtliche Berner Chronist *Conrad Justinger*, der um 1420 schreibt, also 80 Jahre nach dem Ereignis. Er hat neben früheren Darstellungen die Urkunden des Stadtarchivs benützen können. Gewisse Wiederholungen und nicht ganz sauber aneinandergefügte Teile weisen darauf hin, dass Justinger für seinen Schlachtbericht mehrere Quellen benützt hat. Von der Original-Handschrift Justingers sind nur drei Seiten erhalten; der Rest ist eine mit Fehlern behaftete Abschrift.

Einen lateinisch geschriebenen Schlachtbericht, der unter dem Namen *Conflictus Laupensis* oder *Narratio proelii Laupensis* (Bericht über die Laupenschlacht) kursiert, und den die besten Historiker bisher für älter und zuverlässiger hielten als Justinger, entlarvte die neuere Forschung als eine Übersetzung ins Lateinische von einem St. Galler Mönch um 1470 mit vielen Auslassungen, Fehlern und Missverständnissen. Offen ist, ob der übersetzte Text Justinger war oder ein anderer, auch von Justinger benützter Bericht. Jedenfalls kommt der *Narratio* nicht mehr Autorität zu als Justinger – der somit die einzige ausführlichere und recht zuverlässige Quelle darstellt. Eine weitere, etwas kürzere, mit Justinger

vielfach übereinstimmende Chronik schreibt man heute auch Justinger zu (sog. *Königshofen-Justinger*). Sehr nachteilig ist, dass von gegnerischer Seite kein Bericht vorliegt. Für alle diese quellenkritischen Fragen verweisen wir auf *Hans Strahm*, «Der Chronist Conrad Justinger und seine Berner Chronik um 1420», Schriften der Berner Burgerbibliothek, Bern 1978.

## 2. Der Schlachtort

Er ist durch die *Cronica de Berno* gegeben durch die Nennung der Örtlichkeiten Wyden und Oberried (Kartenskizze bei A und B). Auf dieser Ebene lagerte der grössere Teil des Adelsheeres (C), der dazu bestimmt war, ein von Bern her anmarschierendes Entsatzheer zur Schlacht zu stellen. Ein anderer Teil des Heeres musste unten Stadt und Schloss Laupen blockieren. Eine indirekte Bestätigung, dass der Schlachtort nicht beim heutigen Denkmal gesucht werden muss, ist der später bekannte Verlauf des Allmendhages beim Feldacherweg gegen den heutigen Weiler Bramberg. Oberhalb war noch Weide und Wald. Justinger sagt aber ausdrücklich, dass das Heer auf den Acker vor dem Forste kam. Auch nur hier war es möglich, Steine aufzulesen, um sie gegen die Feinde zu werfen, wie es dann berichtet wird. Die Berner und Waldstätter standen in leichter Hangstellung, also etwa bei D und E,

vielleicht sogar weiter westlich gegen F, wo der Abhang betonter ist und sich zwischen den gegnerischen Heeren eine Mulde hingezogen hätte.

Dies wäre eine mögliche Erklärung dafür, dass die Schlacht so lange nicht in Gang kam: Derjenige, der angriff, musste sich dem Gegner gegenüber in Nachteil begeben. Ein weiterer Hinweis auf das Schlachtfeld ist die Kapelle, die früher bei G stand. Nach *Hans A. Michel* verlief die Strasse von Bern nach Laupen ehemals wahrscheinlich auf der Achse HHGH.

## 3. Die Heeresstärken

Für Bern und seine Helfer lässt sich die Heeresstärke einigermaßen abschätzen. Übereinstimmend nennen alle Quellen je 300 Mann von Uri, Schwyz, Unterwalden und Hasli. Vom Niderrsimmental kam Freiherr Johann von Weissenburg persönlich, nach dem amtlichen *Justinger* mit allen seinen Leuten, nach dem «*Königshofen-Justinger*» mit 300 Mann. Diese Zahl ist wahrscheinlicher, da das Niderrsimmental ringsum von Feinden umgeben war. Die Stadt Bern hatte damals, geschätzt, 5000 bis 6000 Einwohner, folglich höchstens etwa 1500 bis 2000 Wehrfähige, die ausziehen konnten. 400 waren als Garnison in Laupen. Zu diesen Bernern können noch etwa 2000 bis 3000 Ausburger und Mannschaft aus den umliegenden Dörfern gezählt werden; dann ergibt das für die ganze bernische Streitmacht in der Schlacht bei Laupen etwa 5000 bis 6000 Mann, inbegriffen die 18 Helme (voll gerüstete Reiter mit Gefolge) von Solothurn. *Justinger* sagt denn auch später, dass der bernische Teil nicht mehr als 5000 Mann betragen habe.

Für die Gegner gibt die *Cronica de Berno* 24 000 Mann, bei *Justinger* werden es 30 000, inbegriffen 1200 Helme, davon 700 gekrönte (von Grafen und Freiherren). Diese Zahlen sind sicher um ein Mehrfaches übertrieben, auch wenn man die nichtkombattanten Leute der «Helme» (gleichbedeutend mit «Gläve» oder «Lanze») mit einschliesst. Selbst wenn man *Justinger* Glauben schenkt, dass das Einzugsgebiet dieses Heeres sich von der Waadt bis ins Elsass, den Sundgau, Breisgau und Schwaben erstreckte, hätten hier kaum 700 Grafen und Freiherren zusammengebracht werden können. Auch unter dem Aspekt, dass im 14. Jahrhundert die Ritter vielfach nicht mehr aufgrund der Vasallenpflicht dienten, sondern als adlige Söldner, so ist vollends nicht ersichtlich, wer dieses Heer hätte bezahlen können, wo doch alles, vom Kaiser bis zu den Kyburgern in Schulden steckte. Auch die Aussage *Justingers*, dass man die 900 Innerschweizer zunächst allein gegen die Reiterei gestellt habe,

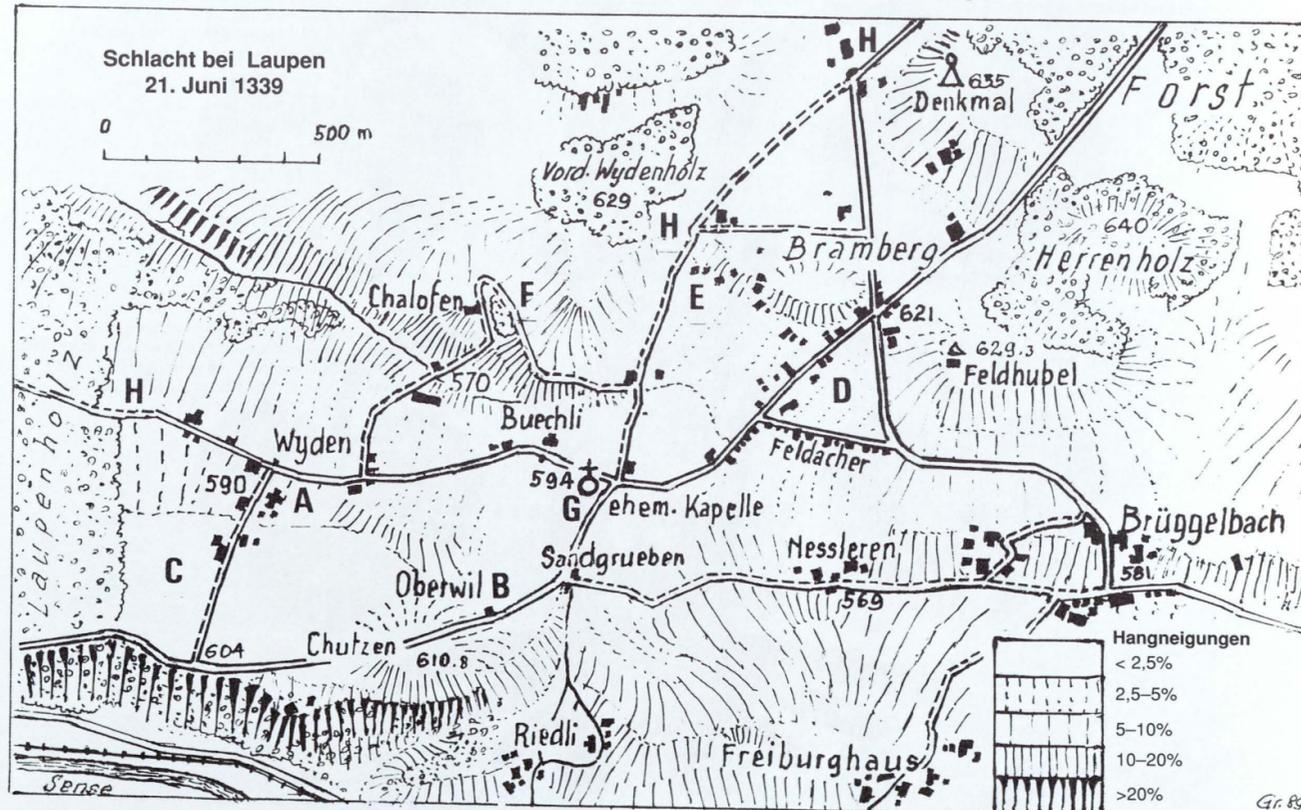
wirkt völlig unglaubwürdig, wenn die Adelsreiterei so zahlreich gewesen wäre. Im Fussvolk waren der Kern sicher die Freiburger. Es ist kaum anzunehmen, dass sie mehr Leute zusammengebracht hätten als Bern. Das übrige Fussvolk bestand aus den unberittenen Begleitkämpfern der Ritter und vielleicht Mannschaft aus Kleinstädten. Die grösseren Städte hielten sich neutral. Wenn man noch bedenkt, dass das Adelsheer stärkere Kräfte, zur Einschliessung von Stadt und Schloss Laupen zurücklassen musste und der Graf von Kyburg möglicherweise erst im Anmarsch war, kommt man zur Vermutung, dass die Kräfte, die sich in der Schlacht massen, ungefähr von derselben Grössenordnung waren – auf der Seite des Adels allerdings einige hundert vollgerüstete Reiter.

## 4. Qualität, Bewaffnung und Kampfweise

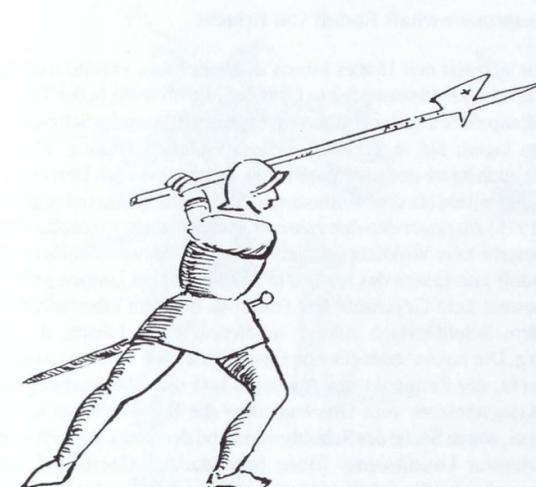
Die vollgerüsteten Ritter waren zum Teil hochqualifizierte professionelle Einzelkämpfer. Einige waren charakterlich unzuverlässig, wie das u. a. von Peter von Aarberg überliefert wird, und nicht alle waren in der Vollkraft. Nach seinen Lebensdaten muss zum Beispiel Graf Rudolf III. von Nidau 1339, als er bei Laupen fiel, einiges über sechzig gewesen sein! Über die Kampfweise der Ritter bei Laupen wissen wir nichts. Vermutlich war die Ritterschlacht damals noch eine Summe von Einzelduellen. Die Ritter stürmten in verhältnismässig offener Formation an, und jeder suchte sich einen Gegner. Die Kavallerieattacke in ausgerichteten Linien, Bügel an Bügel, gehört späteren Jahrhunderten an. Die offene Fechtweise würde erklären, dass kühne Halpartiere zu Fuss eine Chance hatten, ja den Rittern überlegen sein konnten. Wenn auch die Ritter noch nicht mit schweren Plattenharnischen angetan waren, so trugen sie doch ein schweres Kettenhemd mit Ärmeln, darüber bisweilen noch einen schweren «Lentner» aus Leder, der auch die Oberarme polsterte, einen Halsberg und Panzerkragen aus Ringflecht, eventuell mit Leder gedoppelt, ferner Helm, Arm- und Beinzeug aus Leder mit Eisenschienen verstärkt – alles in allem waren diese Ritter auf ihren schweren Kaltbluthengsten sehr schwerfällig und unbeweglich und durch die kleinen Sehslitze im Topfhelm oder im Visier der Beckenhaube sehr in ihrer Sicht eingeschränkt. Diese Ritter waren gewöhnt, gegen einen andern Ritter anzurennen, der auch den Zusammenstoss suchte; nun aber ritten sie ins Leere, gegen leicht gerüstete Halpartiere, die dem Lanzenstoss ausweichen konnten, um dann zu zweit und zu dritt mit kräftigen Hieben von der Seite und von hinten Pferd und Mann zu Fall zu bringen.

Kartenskizze: AB Ausgangsstellung des Adelsheeres. C Lager. DE (F) Ausgangsstellung der Berner und ihrer Hilfsvölker. G Zentrum der Schlacht.

Kapelle in der Reformation abgebrochen. HHGH Mutmasslicher Verlauf der frühern Strasse von Bern nach Laupen.

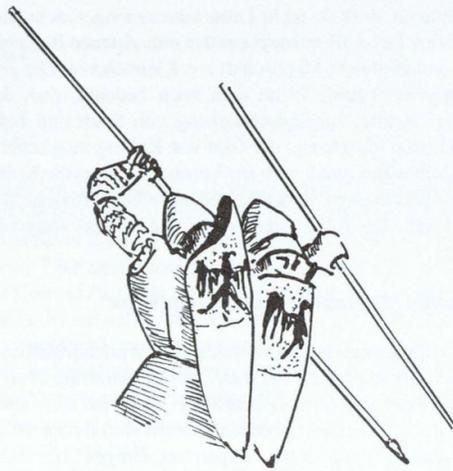


Halpartier im Rundumschlag. Johannes Stumpf, Einzelfigur aus dem Holzschnitt Schlacht bei Kappel, um 1650. Halpartienform 16. Jh.



Ritter überrennt einen nur mit Schwert ausgerüsteten Fussknecht. Rüstung 15. Jh. Aus der Chronik von Tschachtlan, um 1470.





Mittelalterliche Kämpfer mit Kurzspieß und Schild. Nach Gemälde von Spinello Aretino 1352–1410, Siena, Palazzo Pubblico.



Halpartier im Hieb über den Kopf. In dieser Fechtart exponiert der Kämpfer die Brust dem Stoss eines Gegners. Figur aus dem Holzschnitt von Hans Rudolf Manuel († 1571) über die Schlacht bei Sempach. Halpartenform und Panzerhemd 14./15. Jh.

Nach *Justinger* wurden die 900 Innerschweizer bei Laupen gegen die feindliche Reiterei gestellt. Dabei dürfte es sich um halbprofessionelle Söldner gehandelt haben, die aus verschiedenen Kämpfen und Schlachten, auch im Auslande, über eine beträchtliche Kampferfahrung verfügten und die Halparte mit all ihren Möglichkeiten zu Hieb, Stoss und Parade zu führen wussten. Man weiss heute, dass das Söldnerwesen in den Alpentälern schon im 13. und 14. Jahrhundert entwickelt war. Wahrscheinlich waren auch die Hasler und Nidersimmentaler keine Anfänger im Kriegshandwerk, und vermutlich verfügte auch Bern von seinen vielen Aktionen her über einen Grundstock erprobter «Freihärter». *Justinger* nennt zwischen 1331 und 1337 mindestens 15 Auszüge, Gefechte und Erstürmungen von Städten und Schlössern, darunter auch diejenige der Burg Schwanau im Rhein oberhalb Strassburg. Bern liess seine Wehrkraft gegen Bezahlung auch aus. So weiss *Justinger* zu berichten, dass 1365, als die Gugler erstmals im Elsass auftauchten, Bern der Stadt Basel in ihren Kosten 1500 Mann zugesandt habe – notabene alle einheitlich gekleidet in weisse Wappenröcke mit schwarzen Bären. Das scheint fast ungläubwürdig, aber *Justinger* ist doch um 1390, also 25 Jahre nach dem Ereignis, bereits in der Berner Kanzlei nachgewiesen. Die Geschichte weist auf eine gewisse Professionalität hin und deutet an, dass man sich das bernische Aufgebot nach Laupen nicht allzu hausbacken und landsturmässig vorstellen darf. Sicher aber gab es auch kriegsungeübte Mannschaft, wie die Überlieferung von Verwirrung und Fluchterscheinungen im bernischen Heere vermuten lassen.

Über die Bewaffnung des bernischen und des gegnerischen Fussvolkes bei Laupen haben wir keine Nachricht. Dass die Innerschweizer und wahrscheinlich auch die Hasler und Simmentaler vorwiegend die Halparte führten, darf angenommen werden. Wieweit aber das Fussvolk der Städte diese äusserst wirksame Waffe bereits kannte, bleibt offen. Jedenfalls war für den Chronisten *Johannes von Winterthur*, dessen Vater mit dem österreichischen Fussvolk am Morgarten dabei war, die Halparte bisher unbekannt. Es ist zu vermuten, dass das Fussvolk der Städte und des Adels u. a. noch den im Mittelalter gebräuchlichen Kurzspieß, vielleicht noch mit einem Schild als Schutzwaffe führte. Die Bewaffnung dürfte recht vielgestaltig gewesen sein. Jedenfalls war der Infanterist mit dem Kurzspieß gegenüber einem Reiter mit Lanze fast

wehrlös und gegenüber einem Halpartier sehr im Nachteil. Der Langspieß darf noch nicht vorausgesetzt werden.

Bern verfügte auch über ein Rosspanner, unter welchem die damals noch recht zahlreichen in der Stadt wohnhaften oder verbürgrechteten Adligen dienten, die zum Dienst zu Pferd verpflichtet waren. Das Rosspanner ist vor allem bei den Raub- und Plünderungszügen nach der Schlacht von *Justinger* mehrfach erwähnt – nicht aber in der Laupenschlacht. Muss dieses Schweigen dahin interpretiert werden, dass diese Stadtadligen zum grösseren Teil nicht mehr in der Lage waren, im Duell gegen einen geübten Ritter zu bestehen?

Schliesslich gab es sicher auf beiden Seiten auch Armbrustschützen zu Pferd und zu Fuss – bei den Savoyern auch Bogenschützen. Sie wurden wohl vorwiegend bei der Verteidigung und Belagerung fester Plätze verwendet, der Einsatz in der Feldschlacht dürfte nicht bedeutend gewesen sein.

## 5. Die Hauptmannschaft Rudolf von Erlachs

Man hat sich seit den 1840er Jahren in dieser Frage ereifert und die Aussagen *Justingers* bekämpft, aus Gründen, die oft mehr in der Tages- und Familienpolitik und dem Eifer nach Enthierisierung der Schweizergeschichte lagen, als in der historischen Wahrheitsfindung. Dieser Trend hält auch heute noch an. Wenn man aber auch diesen Heldenzertrümmerungswillen als eine zeitbedingte Missbildung erkennt und mit *Strahm* (1978) *Justinger* den ihm zukommenden Wahrheitsgehalt zubilligt, so besteht kein wirklich triftiger Grund, zu bezweifeln, dass der Ritter Rudolf von Erlach das bernische Kontingent bei Laupen geführt hat. Es besteht kein Gegensatz zur Tradition, dass der Oberbefehl im Kriege dem Schultheissen zukam, in diesem Falle Johann II. von Bubenberg. Die hohen strategischen Entschlüsse, wie etwa der Auszug zur Schlacht, der Zeitpunkt des Auszuges und die Überwachung des ganzen Kriegstheaters vom Oberland über die Senselinie bis in den Oberaargau, waren Sache des Schultheissen und des Rates, der sich wohl zum Kriegsrat konstituierte. Einen individuellen Oberbefehl, den schlachtentscheidenden Feldherrn gab es im Mittelalter nicht. Aber es ist

plausibel, dass angesichts des Risikos und der ungewohnten Aufgabe, Bern den Befehl über das zur Schlacht ausziehende Kontingent einem erfahrenen Ritter anvertraute, der in sechs Feldstreifen erprobt und auch Bürger der Stadt war. Aber auch im Feld wurden die Entschlüsse, etwa über Ort und Beginn der Schlacht und Erstellung der Schlachtordnung, kollegial von den Führern der Kontingente gefasst. Es deutet auch alles darauf hin, dass Rudolf von Erlach nur über die Berner gebot, nicht aber über die Innerschweizer. *Justinger* zeigt denn am Beispiel Rudolf von Erlachs auch, was man damals von einem Feldhauptmann erwartete: Dass er als erster mit dem Panner in die Feinde dringt und Wege und Strassen durch sie bahnt. Der Hauptmann ist also der tüchtigste und furchtloseste Kämpfer und führt durch sein Vorbild.

## 6. Der Verlauf der Schlacht

Die Berner und ihre Hilfsvölker traten in den frühen Nachmittagsstunden des 21. Juni aus dem Wald heraus und wurden des Gegners ansichtig. Und nun standen die Heere einander stundenlang, etwa auf eine Distanz von 700 bis 1000 Meter, gegenüber. Die Berner sahen, wie Bewegung in das gegnerische Lager kam. In und vor dem Lager tummelten die Ritter ihre Pferde und übten sich im Turnier und imponierten (nach *Justinger*) mit grosser Prachtentfaltung. Von Bernerseite ritt der Leutpriester Diebold Baselwind aus dem Deutschherrenorden mit der erhabenen Monstranz und dem Sakrament gegen die Feinde, um zu demonstrieren, dass Gott und Jesus Christus auf bernischer Seite seien und nicht bei den Anhängern des vom Papst geannten Kaisers. Die psychologische Aufrüstung der Berner durch den Klerus des Deutschherrenordens schlägt in allen Berichten des Laupenkrieges durch. Offenbar waren auch die von *Justinger* benützten Texte durch den Klerus gefärbt. Der provokatorische Geistliche wurde gefangengenommen, aber wohl aus Respekt vor dem Sakrament wieder laufengelassen. Die lange Verzögerung des Angriffs dürfte auch dadurch bedingt gewesen sein, dass diejenige Partei, welche angriff, sich zunächst geländemässig in eine ungünstigere Stellung begeben musste (vgl. Kap. 2 und Plan des Schlachtfeldes). Glaubwürdig ist auch die Aussage *Justingers*, dass der in Krieg und Politik bewährte und als Autorität anerkannte Graf von Nidau noch in letzter Stunde versucht habe, den Adel zu einer friedlichen Lösung des Konflikts zu bewegen. Beide Motive weisen auf das ungefähr gleiche Kräfteverhältnis hin.

Die Schlacht kam in Gang, als schon die sinkende Sonne zur Vesper-

Führung der Halparte im Stoss, bereit, einen Stoss des Gegners zu parieren. Mit der Vervollkommnung der Fechttechnik, insbesondere der Paraden, wird die Schutzbewaffnung mehr und mehr aufgegeben. Figur nach einem Scheibenriss von Urs Graf († 1529).



zeit den Bernern und Innerschweizern in die Augen schien. Der Gegner hatte, der allgemeinen Übung entsprechend, Ritter und Fussvolk in zwei getrennten Haufen aufgestellt. Die Ritter dürften am rechten Flügel gestanden haben, weil dort das ausgedehntere ebene Gelände ist. Die Innerschweizer stellten sich auf eigenen Wunsch – Prestigedenken, Aussicht auf Beute – gegenüber der Reiterei auf, die Berner mit Hasli und Nidersimmental gegenüber dem Fussvolk. Nach der Darstellung *Justingers* liess von Erlach seine Mannschaft den Abhang hinunterstossen und den Gegner mit einem Hagel von Feldsteinen überschütten, die man auf dem Ackerfeld zusammengelesen hatte. Dann zog er sich wieder gegen den Hang zurück, in der Erwartung, dass der Feind nachstosse, was auch geschah. Aber schon dieses einfache Manöver löste bei der teils kriegsunerfahrenen Mannschaft der Berner Verwirrung und sogar eine Fluchtbewegung aus. Durch Zuruf und Beispiel stellte von Erlach die Lage wieder her und schlug den Gegner in die Flucht.

Wie der Kampf der Innerschweizer gegen die Ritter ausgesehen haben könnte, haben wir in Kapitel 4 dargestellt. Wenn man dem Bericht *Justingers* folgt, scheinen sich aber die Ritter im Laufe des Kampfes enger zusammengeschart und den Haufen der Innerschweizer zusammengetrieben und umzingelt zu haben, so dass diese ihre Halparten nicht mehr mit voller Wirkung gebrauchen konnten. In dieser Krisensituation konnten aber die Berner, Hasler und Simmentaler, die das Fussvolk geworfen hatten, noch rechtzeitig in den Kampf gegen die Reiterei eingreifen, und ihn zu ihren Gunsten entscheiden. Auch das dürfte eine Führerleistung von Erlachs gewesen sein, dass er die entfesselte Kriegerhorde, die schon auf Verfolgung und Beute ausging, um das Panner sammeln und in anderer Richtung wieder in den Kampf führen konnte.

## 7. Legendenbildung

Der Sieg eines Städte- und Länderaufgebots über ein adliges Reiterheer im offenen Feld hat grossen Eindruck gemacht – namentlich wenn man von der Vorstellung einer gewaltigen zahlenmässigen Überlegenheit des gegnerischen Heeres ausging.

Die Nachwelt hat denn hinter dem ausserordentlichen Sieg auch ausserordentliche Kräfte gesucht, besonders seit der Aufklärung, da man sich nicht mehr mit Gottes Hilfe zufrieden gab, sondern rationale Ursachen suchte. So entstand die Legende von den eisenbewehrten Kampfwagen. *Justinger* sagt, die Feinde hätten sich vor Laupen besam-

Kurzstoss mit der Halparte im Handgemenge. Nach Zeichnung von Hans Holbein d. J. um 1532.



melt «mit grossem gezüge und mit herwagen, mit bliden, werken, katzen und mit anderen videntlichen sachen». Dabei denkt man bei den «herwagen» zunächst unbefangen an den Train. In der Spiezer Bilderchronik des *Diebold Schilling*, S. 253, um 1485, werden die «herwagen» bereits als Elemente von Wagenburgen mit Geschützcharten aufgefasst, wie sie um 1420/30 aus den Hussitenkriegen bekannt geworden sind. Dann wechselten die Heerwagen irgendwie aus Irrtum zu den Bernern hinüber, so dass in *Aegidius Tschudis* berühmter Schweizer Chronik (Manuskript abgeschlossen 1571, gedruckt Basel 1734–1736) zu lesen ist: «Die Berner haben ysin Hörwägen lassen machen, die stiessends ungestümlich den Vienden in ir Ordnung», und in der klassisch gewordenen «Geschichte der Schweizerischen Eidgenossenschaft» von *Johannes von Müller* (unvollendet; in Teilen gedruckt zwischen 1780 und 1808, 2. Teil, 3. Kapitel) fahren mit Gerassel schwere eiserne Heerwagen hinab in die gebrochene Ordnung (der Feinde). Interessant ist, dass Müller in einer Fussnote eingesteht, dass es dafür keine schweizerische Quelle gebe. Er führt aber eine Überlieferung an, wonach die Mailänder 1158 solche Wagen gegen das Heer Barbarossas eingesetzt hätten. Die Schlachtenmaler des 19. Jahrhunderts haben dann ihrer Phantasie freien Lauf gelassen, bis aus den «Heerwagen» sichelbewehrte, zweirädrige Streitwagen wurden, wie sie *Xenophon* bei den Persern in der Schlacht bei Kunaxa (401 v. Chr.) beschreibt. Um die Legende als solche abzutun, genügt schon die Überlegung, warum denn die Eidgenossen diese Waffe nie mehr eingesetzt haben, wenn sie doch so erfolgreich gewesen wäre.

Die Phantasie angeregt hat auch das Motiv des Steinewerfens, das übrigens auch aus andern Schlachten bezeugt ist. Bei *Tschudi* hat noch jeder, wie bei *Justinger*, zwei bis drei Steine aufgelesen und wirft sie kräftig gegen die Feinde. Bei *Johannes von Müller* ist daraus eine

spezialisierte Steinschleuderertruppe geworden, wie sie als leichte Infanterie im Altertum bekannt war: «Zuerst rennen die Schleuderer hinab auf den Feind.» Die klassische Bildung beginnt die schweizerische Schlachtenhistoriographie einzufärben.

Die unverständenen Übersetzungen der *Narratio* führen dann weiter zu grotesken Verzerrungen. So steht beispielsweise im *Königshofen-Justinger*, dass die Feinde vor Beginn der Schlacht im Lager grosse Hoffart getrieben, wider und für geritten seien und viele Herren zu Rittern geschlagen hätten. Der Autor der *Narratio* macht nun aus «wider und für» im Sinne von Hin- und Herbewegungen *Feuer*, und begründet damit die höchst unwahrscheinliche Erzählung, dass die Gegner vor Beginn der Schlacht ihr eigenes Lager angezündet hätten!

#### 8. Das Gebet auf dem Schlachtfeld und die Tendenz der bernischen Schlachtberichte

Nach der Schlacht liess Rudolf von Erlach auf dem Schlachtfeld inmitten der Verwundeten und Toten das Dankgebet verrichten, vermutlich da, wo bis zur Reformation die Kapelle stand. Die Nacht brachte das Heer gemäss altem Brauch auf dem Schlachtfelde zu. Moderne Vorstellungen von Verfolgung des Gegners und operativer Auswertung des Sieges können vergessen werden. Das Gebet war gewiss zunächst Dankgebet, wie es *Justinger* sagt, aber wohl auch Sühnegebet; denn man wusste, dass die Blutarbeit verrucht war. Vielleicht spielten auch noch uralte heidnische Vorstellungen hinein: Die Geister der Toten zu banen, dass sie nicht auf das Schlachtfeld zurückkehren.

Damit im Zusammenhang steht das in der *Cronica* und bei *Justinger*

immer wieder durchschlagende Bemühen, den Krieg als gerechten Krieg erscheinen zu lassen, immer wieder die Hinweise auf Gott, Christus und die Heiligen, in deren Namen die Berner auszogen und sich mit dem Zeichen des Kreuzes kennzeichneten. Die Tatsache, dass die Gegner einem im Kirchenbann stehenden Kaiser anhängen, gab gute Voraussetzungen. Es müssen unter diesem Aspekt auch die Angaben über Stärke, Hoffart und Prachtentfaltung der Gegner gesehen werden: Es geht darum zu zeigen, «daz got kleins heres ouch waltet» (*Justinger*). Gott gibt den Schwachen und Demütigen den Sieg und straft die Mächtigen und Gottlosen.

Von dieser Tendenz her müssen auch die Nachrichten von der grossen Verzagtheit und Verzweiflung, die in Bern angeblich geherrscht haben sollen und die dann durch den Einsatz des guten Hirten Diebold Baselwind und den Klerus wieder in Mut und Zuversicht verwandelt worden sind, mit Vorsicht aufgenommen werden. Es geht den Chronisten darum, insbesondere die Rolle des Deutschherrenordens, der im Reiche gegen den gebannten Kaiser stand, in hellstem Lichte erscheinen zu lassen.

Eine Urkunde, die «ze mitte Brachet 1339» datiert ist (also als Laupen belagert und Bern verzagt war), wirft ein anderes Licht auf die Verhältnisse. Denn gemäss dieser Urkunde verkauft Schultheiss Johann von Bubenberg seinen Teil der Rieder (Rodungen) zwischen Niederlindach und Reichenbach an den Ritter Rudolf von Erlach zu freiem Eigen. Der andere Teil gehört Peter von Krauchtal dem Jüngern und Vinzenz Buweli. Zeugen sind Ritter Johann von Bubenberg der Jüngere (der Verteidiger von Laupen) und Laurenz Münzer. Die Münzer, Krauchtal und Buweli sind typische Vertreter der Berner Geldaristokratie des 14. Jahrhunderts. Wenn wir auch das Datum von Mitte Juni recht dehnbar

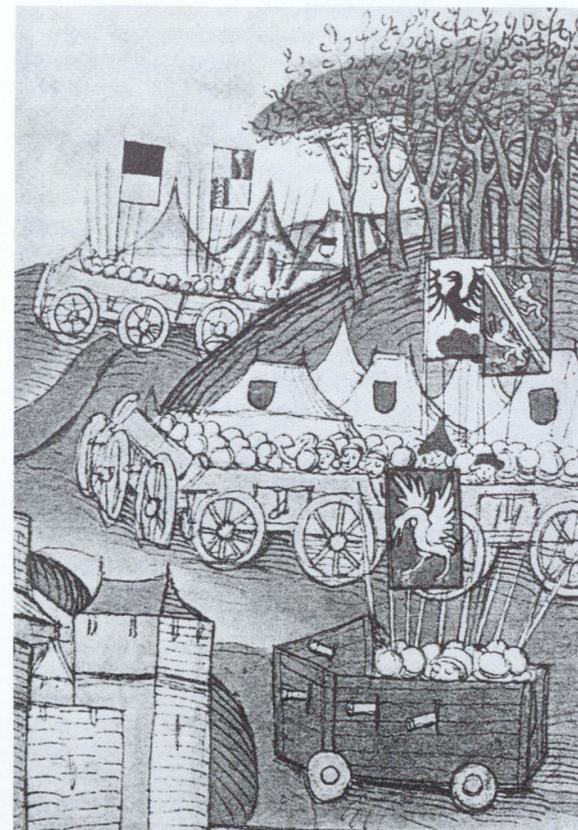
auffassen müssen, sonst hätte der jüngere Bubenberg kaum Zeuge sein können, so zeigt die Urkunde doch, dass die handelnden Personen des Laupenkrieges sehr wohl ihren weltlichen Geschäften nachgingen. Vielleicht war man in Bern seiner Sache viel sicherer als es nach den Chronikberichten scheint.

Haben denn die Chronikschreiber, inbegriffen *Justinger*, bewusst irreführend? So hart dürfen wir es wohl nicht sagen. Die Römer rechneten die Geschichtsschreibung nicht zur Wissenschaft, sondern zur Kunst, deren Aufgabe es war, «exempla maiorum», Beispiele der Vorfahren zu geben. So auch die Chronisten des Spätmittelalters: Es ging ihnen nicht darum, möglichst bis in alle Einzelheiten eine vergangene «Wirklichkeit» zu rekonstruieren, sondern für die Gegenwart und die Zukunft Verhaltensnorm zu setzen.

#### Nachwort

Es war Prof. Dr. Hans A. Michel nicht mehr vergönnt, seine in vieljähriger Arbeit zusammengetragenen Kenntnisse und Erkenntnisse über die Schlacht bei Laupen, über das Gelände und über die Entstehung der Legenden der Öffentlichkeit mitzuteilen. Manchen Hinweis und manche Anregung habe ich mündlich von ihm empfangen. Der vorstehende Beitrag sei zum Dank und zum Gedächtnis an Hans A. Michel verfasst.

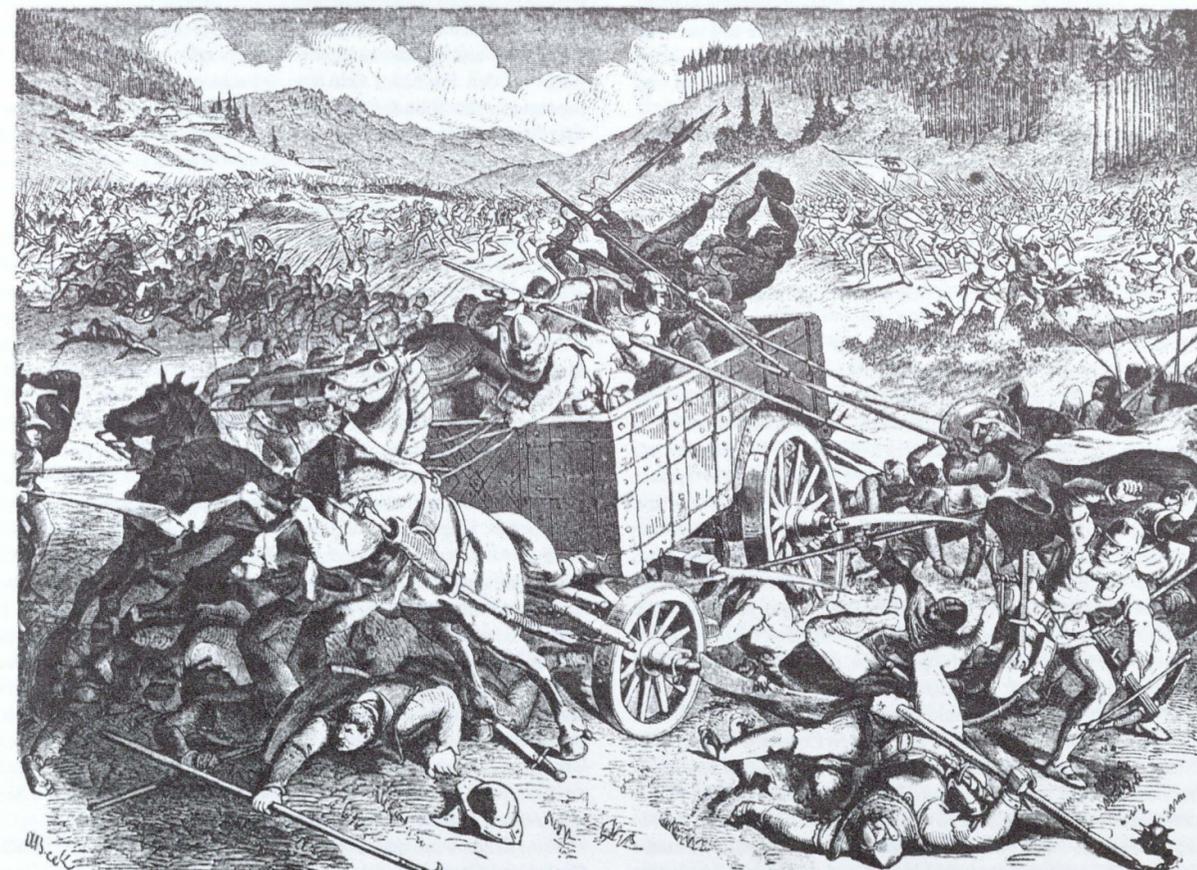
Aus dem «Spiezer Schilling»: Belagerung von Laupen. Die «Herwagen» Justiners sind zu Bauelementen einer Wagenburg mit Geschützcharten geworden, wie sie aus den Hussitenkriegen um 1420/30 bekannt wurden. Im Vordergrund ein eigentlicher Panzerwagen mit Geschützen, der sich wohl dadurch fortbewegt, dass die Mannschaft im Innern auf dem Erdboden marschiert.



Schlacht bei Laupen in der Sicht des Kupferstechers Franz Hegi (1774–1850). Der Kampfwagen rechts vorn ist mit Spiessen bewehrt und wird anscheinend von hinten gegen den Feind geschoben. Rudolf von Erlach zu Pferd mitten im Getümmel.



Schlacht bei Laupen mit vierrädrigem Kampfwagen nach Zeichnung von Aug. Beck aus: Die Schweizergeschichte in Bildern, Jugendausgabe, Schmid, Franke & Co. (o. J.).



# Der Laupenkrieg 1339/40

Georges Grosjean

## Wirtschaftlich-gesellschaftliche und politisch-militärische Aspekte

Der Laupenkrieg, wie übrigens die meisten Kriege der Eidgenossen im 14. Jahrhundert, war nicht ein Krieg zwischen festgefügt und abgegrenzten Staaten, wie es die Kriege des 18. und 19. Jahrhunderts waren, auch nicht ein Krieg zwischen Völkern, wie es die beiden völlig entarteten letzten Weltkriege waren, sondern ein Krieg ohne Fronten, wo Freund und Feind sich innerhalb eines Territoriums überlagerten. Ausdruck tiefgreifender Veränderungen in wirtschaftlich-gesellschaftlicher und politisch-militärischer Hinsicht, und damit nicht ohne Bezug zur Gegenwart, man nenne nur Vietnam, Angola und Afghanistan.

### 1. Der wirtschaftliche und gesellschaftliche Umbruch

Das 14. Jahrhundert wird in der Wirtschaftsgeschichte bereits als «frühkapitalistisch» bezeichnet. Beruhte in der mittelalterlichen Wirtschaft die Macht auf dem Landbesitz und damit auf der Naturalwirtschaft, so verlagerte sich nun das wirtschaftliche Schwergewicht in die Städte, wo sich aus Handwerk und Fernhandel Kapital ansammelte. Das Gewerbe konnte bereits die Formen von Industrie annehmen, und auch der Bergbau begann da und dort in der Kapitalbildung eine grosse Rolle zu spielen.

Die kapitalistische Wirtschaft ging von Italien aus, wo bereits auch Bankiers und Bankinstitute an der Kapitalbildung beteiligt waren. Aber auch in den grossen Städten nördlich der Alpen bildete sich eine Schicht sehr reicher Bürger, ohne deren Mittel die Politik der Städte und auch der Fürsten nicht denkbar gewesen wäre. In Bern erscheinen in dieser Eigenschaft die Buweli, Münzer, von Lindenach, von Krauchtal und andere.

Da aber das kirchliche Recht den Wucher, das heisst das Ausleihen von Geld gegen Zins als unmoralisch verbot, war das eigentliche Darlehensgeschäft in der Hand der Juden und in Bern nach deren Austreibung (1294) in derjenigen der Italiener, die man verallgemeinernd «Lamparter» oder «Kawertschen» nannte. Sie hatten sich daran gewöhnt, die Sünde auf ihr Gewissen zu nehmen. In der bernischen Geschichte bedeutend wurde die Familie der Guttueri aus Asti, die sich um 1320 in Bern niederliess.

Die christlichen Geldaristokraten mussten ihr Kapital in Grundherrschaften, Gerichtsherrschaften, Kirchensätzen, Kirchenzehnten u. a. anlegen, wo sie als gewichtige Konkurrenten des Landadels auftraten, der durch die Teilnahme an Kriegszügen und Hofhaltung immer mehr verarmte und in Schulden geriet. Wenn vor allem im 14. Jahrhundert mit solchen Befugnissen ständig gehandelt wird, kann das ein Ansatz systematischer Territorialbildung sein, aber es kann sich auch nur um Geldgeschäfte handeln. Wenn damals beispielsweise ein Adliger eine Herrschaft, eine Stadt oder irgendwelche Rechte verkauft und dann vom Käufer wieder zu Lehen nimmt, dann ist das im Prinzip ein Hypothekengeschäft. Der Verkäufer behält als Lehensträger alle seine Rechte, Pflichten und Einkünfte am Objekt, muss aber dafür einen Zins entrichten, Vasallentreue schwören, Heerfolge leisten, das Objekt im Kriegsfall zur Verfügung halten u. dgl. Das konnte konfliktrichtig werden.

Ein typischer Fall aus dem Vorfeld des Laupenkriegs ist der Verkauf von Stadt und Herrschaft Thun durch den Grafen Eberhard von Kyburg an die Stadt Bern im Jahre 1323. Eberhard war, als jüngerer von zwei Brüdern, durch seine Mutter, seinen Bruder und den hinter ihnen stehenden Herzog von Österreich in der Teilung des väterlichen Erbes übergangen worden, hatte im Zorn seinen Bruder ermordet (Thuner Fenstersturz 1322) und suchte nun in Bern Geld und Schutz, wobei er

Bürger von Bern wurde. In der Folge aber trachtete er im Bunde mit Berns Gegnern die Fesseln wieder abzuschütteln.

Eine andere Form damaliger Geldgeschäfte war die Verpfändung. Hier übergab der Schuldner das Pfandobjekt, zum Beispiel eine Stadt, eine Herrschaft, hohes oder niederes Gericht, einen Zoll oder kirchliche Rechte und Einkünfte, an den Pfandnehmer, der nun in die völlige Nutzung und Verfügung des Pfandobjektes eintrat, soweit diese vorher dem Schuldner und Pfandgeber zugekommen waren. Im Gegensatz zur Oberlehensherrschaft, die ohne beidseitiges Einvernehmen nicht mehr aufgelöst werden konnte, konnte die Pfandschaft durch Rückerstattung der Pfandschuld wieder eingelöst werden. Es konnten aber Pfandrechte weiter veräussert, verkauft oder versetzt werden.

Zur Verpfändung von Reichsgut waren im späten Mittelalter die Könige und Kaiser immer wieder gezwungen. Denn das Amt brachte Bürden: Reichstage, Kriegszüge, die traditionelle Romfahrt mit Heeresmacht zur Kaiserkrönung, Machtentfaltung, um Konkurrenten im Schach zu halten und Rebellen zu züchtigen. Das Reich aber hatte wenig Einkünfte: Zu den wichtigsten gehörten Abgaben der freien Reichsstädte, Zölle, Bergbau, die Juden- und Kawertschensteuer, mit welcher sich die oft verfolgten Geldausleiher den Schutz des Reiches erkaufen. Indem Bern den damaligen Kaiser, Ludwig den Bayer aus dem Hause Wittelsbach nicht anerkannte und ihm die Reichssteuer verweigerte, traf es das Reichsoberhaupt nicht wenig. Bern und andere Reichsstädte motivierten ihr Verhalten damit, dass Ludwig 1314 aus einer zwiespältigen Wahl gegen den Habsburger Friedrich den Schönen hervorgegangen war. Er hatte zwar den Habsburger 1322 in der Schlacht bei Mühlndorf besiegt, wurde aber vom Papst, der unter dem Einfluss des Königs von Frankreich in Avignon residierte, nicht anerkannt und mit dem Bannfluch belegt. Auf einem kostspieligen Romzug liess sich Ludwig 1328 von zwei willfähigen Bischöfen im Namen des römischen Volkes zum Kaiser krönen. Diese Dinge sollten im Laupenkrieg und insbesondere in der Schlacht eine gewisse Rolle spielen.

Bern profitierte von den kaiserlichen Verpfändungen. Laupen war freie Reichsstadt, zwar nicht gross und wirtschaftlich nicht bedeutend, aber militärisch wichtig als mächtige Festung über dem Zusammenfluss von Saane und Sense. 1310 war Laupen vom damaligen Reichsoberhaupt an den Freiherrn Otto von Grandson verpfändet worden. Von diesem ging das Pfandrechte an den Freiherrn Perrod vom Thurn über und von diesem 1324 durch Kauf an Bern. Dass das Reich jemals in der Lage sein würde, die Pfandschaft über Laupen wieder einzulösen, war nach den bisherigen Erfahrungen nicht zu erwarten. Laupen verlor seine Reichsfreiheit und wurde erste Landvogtei Berns.

Ein anderer Fall von Erwerb durch Pfandschaft war das Reichsland Hasli. Die Talschaft war als Passtransitland für das Reich von Interesse, wie die Waldstätte, und beanspruchte wie diese Reichsunmittelbarkeit, das heisst Verwaltung des Gerichts durch Ammänner aus dem eigenen Lande, anerkannte aber die Pflicht zur Heerfolge und zur Reichssteuer. Hasli kam durch Verpfändung um 1310/11 an die Freiherren von Weissenburg, welche damals im Begriffe waren, im Oberland eine bedeutende Machtstellung aufzubauen. Sie hatten im Niedersimmental die hohe Gerichtsbarkeit mit bedeutenden Rechten und Grundherrschaft, mit den Festungen Weissenburg und Wimmis eine starke militärische Position und trugen als Lehen von Österreich seit 1318 auch Oberhofen, Unterseen, Balm und Unspunnen mit zugehörigen Gütern. Nach dem Kriege gegen die Weissenburger 1334, von dem noch die Rede sein wird, kaufte Bern die Reichspfandschaft über Hasli um eine bedeutende Summe. Bern achtete die Sonderstellung des Landes Hasli und trat nur in die Rechte ein, die bisher beim Reich gewesen waren.

Um 1330 zeichnete sich der finanzielle Zusammenbruch der oberländischen Freiherrnengeschlechter ab. Bern brachte sie mit Geld und Gewalt unter seine Botmässigkeit. Neben den Freiherren von Weissenburg waren da noch die vom Thurn und die von Strättligen. Die vom Thurn versuchten mit ihren Besitzungen im Kandertal, im Löttschental, am Rawil und Sanetsch und in verschiedenen südlichen Walliser Seitentälern einen Passstaat über den Alpen aufzubauen.

Vom Saanenland und Obersimmental her machte sich der Druck der Grafen von Greyerz und der Stadt Freiburg bemerkbar, welche Bern das

Feld nicht konkurrenzlos überlassen wollten. 1336 waren die Freiherren von Strättligen gezwungen, ihre Herrschaften Laubegg und Mannenberg an den ihnen verwandten Grafen Peter von Greyerz zu verkaufen. Die Weissenburg, Ritter Johann und seine beiden Neffen Johann und Rudolf, genossen einen bedeutenden militärischen Ruf, waren aber im Oberland verhasst wegen der hohen Steuern und Abgaben, welche sie aus ihren Besitzungen herauspressten, inbegriffen dem Reichsland Hasli. Es kam zu Revolten. In Bern waren die Weissenburg bei den Guttueri hoch verschuldet. Sie waren aber auch in Freiburg verschuldet, wofür der Graf von Greyerz Bürgschaft geleistet hatte.

Bern begann die Schlinge zusammenzuziehen. Aus kleinen Anlässen entstanden Fehden, Plünderungszüge, Belagerungen und Erstürmung von Burgen und Kleinstädten, wobei die Berner mit ihrem Werkmeister Burkhard offenbar einen bedeutenden Spezialisten im Bau von Wurfmaschinen und Belagerungsgerät zur Verfügung hatten.

1331 beschlagnahmten die Guttueri, welche mit führenden Berner Ratsgeschlechtern verschwägert waren, als Pfand für Schulden von den Freiherren vom Thurn das Städtchen Mülenen am Eingang zum Kandertal. Daraus entstand eine Fehde zwischen den Thurn, Weissenburg, Greyerz und der Stadt Freiburg einerseits und Bern andererseits, das Mülenen behauptete. Eberhard von Kyburg nahm Burgrecht in Freiburg. Die Berner stürmten und zerstörten 1332 die Burg Gümnenen, die Freiburg beanspruchte. 1334 warf sich Bern auf die Weissenburger, stürmte die Burg Wimmis und die Letzi am Eingang zum Simmental, schonte aber die Freiherren und bahnte ihnen den Weg nach Bern.

Durch Berns Vermittlung verkauften die Weissenburger Burg und Herrschaft Weissenau bei der Einmündung der Aare in den Thunersee um 2000 Pfund an das landhungrige Kloster Interlaken, um mit dem Erlös die Schulden bei den Guttueri tilgen zu können. Da das Kloster die ganze Summe nicht sofort aufbringen konnte, sprang Werner Münzer ein, streckte dem Kloster die Hälfte der Summe vor und nahm dafür die Hälfte der Herrschaft Weissenau und die Vogtei. 1336 und 1337 traten die Freiherren von Weissenburg auf Lebenszeit in das Burgrecht von Bern und setzten als Treuepfänder Wimmis, Unterseen und Unspunnen ein. Da die Weissenburger auch in Freiburg verschuldet waren, und der Graf von Greyerz Bürgschaft geleistet hatte, anbot sich Bern, für die Schulden in Freiburg einzustehen, um das mächtige Freiherrnengeschlecht nicht wieder in diese Richtung abdriften zu lassen.

Und wieder wurde das Kapital der grossen Familien Berns eingesetzt, um der Politik der Stadt vorzuspüren: 1338 erwarb Schultheiss Johann II. von Bubenberg zu seinen privaten Händen um die sehr stattliche Summe von 5600 Pfund Burg und Herrschaft Spiez von den verschuldeten Freiherren von Strättligen. Damit setzten sich die Bubenberg und mittelbar auch Bern an die Schlüsselstelle des Berner Oberlandes, wo die Passrouten aus allen Tälern zusammenliefen und an den See- und Flussverkehr anschlossen. Auch die Bubenberg waren nicht nur Ritter, sondern auch reiche Stadtbürger und Gewerbeunternehmer. Sie besaßen als Reichslehen den Stadtbach in Bern mit allen Wasserwerken an der Matte, Mühlen, Sägen, Reiben, Schleifen und Walken, die sie offenbar zu Unterlehen vergaben.

### 2. Vom Feudalwesen zum Territorialstaat

Politisch stand das 14. Jahrhundert im Zeichen der Ablösung der mittelalterlichen Feudalordnung durch den neuzeitlichen Territorialstaat. Nach heutigen Begriffen gehören zu einem Staat drei Dinge: Ein Staatsvolk, eine Staatsordnung und ein Staatsterritorium, innerhalb dessen die Staatsordnung für alle Staatsbürger einheitlich gilt. Das war im Mittelalter nicht so. Das Römische Reich und seine frühmittelalterlichen Folgereiche hatten sich aufgelöst, die verschiedenen Ebenen der Staatsgewalt hatten sich von einander abgehoben, überlagerten und durchdrangen sich. Innerhalb eines Territoriums lagen die verschiedenen Befugnisse bei verschiedenen Gewalten, so die Landeshoheit (Militäraufgebot, Recht der Gesetzgebung, Besteuerung u. a.), die hohe Gerichtsbarkeit (Kriminalfälle, Streitfälle zwischen Adligen u. a.); die niedere Gerichtsbarkeit (kleinere Streitfälle, Verurkundungen u. a.);

Grundherrschaft (Obereigentum an Grund und Boden, der gegen Zins zu ewiger Erbleihe ausgegeben ist); Leibherrschaft (Verfügungsrecht über Eigenleute mit leibherrlichen Abgaben) und schliesslich kirchliche Befugnisse, wie das Patronatsrecht, auch Kirchensatz geheissen (Unterhalt des Chores oder der Kirche, Vorschlagsrecht für den Priester, Anteil an den meist reichen kirchlichen Einkünften). Es gab keine Unterscheidung zwischen staatsrechtlicher und privatrechtlicher Sphäre. Mit staatlichen Befugnissen, zum Beispiel Gerichtsbarkeit, konnte man handeln und tauschen wie mit Privateigentum. Innerhalb eines Dorfes konnte die hohe Gerichtsbarkeit zum Beispiel beim Grafen von Kyburg liegen, die Grundherrschaft teilweise bei einer Bürgerfamilie von Bern, zum andern Teil bei einem Kloster, die Klosterleute konnten dem Kloster leibeigen sein und auch vor dessen Gerichtsbarkeit gehören, während über die übrigen Leute ein Vogt zu Gericht sass, der seine Kompetenz von einem Grafen zu Lehen trug oder gekauft hatte. Die Kirchenpatronate waren in eher seltenen Fällen bei den Bischöfen, sonst, gerade in unserem Gebiet, bei Klöstern oder vielfach in weltlicher Hand. Das ging auf den Umstand zurück, dass im Frühmittelalter oft Grund- und Leibherren auf ihrem Boden Kirchen für ihre Leute gegründet hatten.

Der Territorial-Staatsbildungsprozess bestand nun darin, dass militärisch und vor allem auch finanziell stärkere Gewalten durch eine langdauernde, systematische Politik versuchten, möglichst viele – im Endzustand alle – Kompetenzen innerhalb eines möglichst grossen und zusammenhängenden Gebietes durch Kauf, Heirat, Pfändung, zu Lehen oder schliesslich auch durch Gewalt in ihre Hand zu bekommen.

Der Staatsbildungsprozess lief auf zwei Linien: der dynastischen und der kommunalen. Bei der dynastischen Linie waren Träger der Staatsbildung einige besonders kräftige Adelsgeschlechter, meist gräflicher Herkunft, die sich dann als Landesfürsten zu Herzogsrang aufschwangen. Im Gebiete der spätem Eidgenossenschaft waren dies die Habsburger und die Savoyer.

Auf der andern Seite waren die wirtschaftlich kräftigen Städte, insbesondere die freien Reichsstädte im Vorstoss, wie das Beispiel von Bern eindrücklich zeigt. Beachtenswert ist, dass Bern nicht eine Handelsstadt vom Range von Basel, Zürich oder Genf war. Trotzdem hat es seine Geldmittel und diejenigen seiner reichen Familien schonungslos eingesetzt und konsequent die Gelegenheiten genutzt. Dies ging so weit, dass Bern zeitweilig sich in Basel verschulden musste.

Bei der Territorialbildung spielten – gerade im Fall von Bern – nicht die hohen Rechte, Landeshoheit und hohes Gericht, die erste Rolle. Der Kristallisationsprozess auf niederer Ebene war ebenso bedeutend. Indem adlige Herrschaftsherren in der Stadt Wohnsitz und Burgrecht nahmen, oder umgekehrt reiche Stadtbürger Grundherrschaften und Twingherrschaften in weitem Umkreis aufkauften, was schon im 13. Jahrhundert einsetzte; wenn schliesslich noch die Stadt Angehörige adliger Grund- und Leibherren als sogenannte Ausburger in ihr Burgrecht aufnahm, ohne dass diese in die Stadt zu ziehen brauchten, so bildete sich netzförmig, einem Pilzmyzelium vergleichbar, im Untergrund ein Substrat, das die Position des Adels aushöhlte und auf dem der Stadtstaat wuchs, lange bevor hohe Gerichtsbarkeit und Landeshoheit den Staatswerdungsprozess äusserlich sichtbar werden liessen.

Zwischen den Dynastenhäusern und den Städten zerrieben wurden die mittleren Gewalten, die Grafen, wie diejenigen von Nidau oder Kyburg und die ihnen praktisch gleichen grossen Freiherren mit hoher Gerichtsbarkeit, wie die Weissenburger. Sie verkörperten das zu Ende gehende Zeitalter und standen im wirtschaftlichen und militärischen Zweifrontenkrieg in der Defensive um ihre Selbständigkeit und ihr Überleben. Dynastiebildung erforderte Disziplin in der Familienpolitik, vor allem Vermeidung von Zersplitterung in Erbeilungen, also Kurzhalten der Nebenzweige am Stammbaum. Dies führte zu explosiven Zuckungen, wie dem Königsmord bei Windisch 1308 oder dem Kyburger Brudermord von 1322. Meist wirkten diese Zuckungen kontraproduktiv. Der Königsmord von Windisch gab Habsburg in der Blutrache die Gelegenheit, eine ganze Reihe mächtiger Freiherrnhäuser auszulöschen. Die Zweifrontenstellung führte die Adelhäuser zu einer inkonsequenten Politik, bald der Anlehnung an die Städte, bald zur Anlehnung an die Dynasten. Im Laupenkrieg kam dies deutlich zum Ausdruck. Graf



Diese Schlachtdarstellung bei Laupen nach Th. Rocholl, in «Gobat, Albert, Histoire de la Suisse racontée au peuple», Neuchâtel, 1899, lässt der Phantasie freien Lauf. Vergleiche Text S. 1720.

Rudolf von Neuenburg-Nidau mag ein eindrückliches Beispiel sein. Ein militärisch und politisch hervorragender und weitgereister Mann – er begleitete Kaiser Heinrich VII. 1310–1312 auf seinem Romzuge – suchte er stets den Ausgleich zwischen Österreich, dem er für viele Lehen verpflichtet war, und Bern, in dessen Burgrecht er noch zwei Jahre vor der Schlacht seine beiden Söhne aufnehmen liess. Es ist glaubwürdig, dass er noch bis zum letzten Augenblick eine friedliche Lösung des sich zusammenballenden Konflikts anstrebte. Trotz des gesamthaft bedeutenden Komplexes von Besitzungen und Rechten aller Art vom Traverstale bis über Olten und Willisau hinaus, gelangte das Haus Neuenburg zufolge stetiger Erbteilungen nicht zur Staatsbildung. In der Zeit des Laupenkrieges war es in nicht weniger als fünf selbständige Linien aufgespalten: Welsch-Neuenburg, Neuenburg-Nidau, Aarberg-Aarberg, Aarberg-Valangin und Strassberg (Büren). Einzig aus Welsch-Neuenburg entwickelte sich später ein kleines Fürstentum.

Unter den Grafen und Freiherren standen die Dienstadligen. Trotz ihrer oft niederen Herkunft und persönlichen Unfreiheit erlangten sie im 14. Jahrhundert bisweilen bedeutendes Ansehen und grossen Einfluss als ritterliche Begleiter ihrer Herren im Kriege und im Frieden in der Verwaltung der Güter, als Vögte und als Richter. Auch sie standen im Zwiespalt zwischen ihren adligen Herren und Gönnern einerseits und den Städten andererseits. Die klassische Illustration aus dem Laupenkrieg ist der Ritter Rudolf von Erlach, ein unzweifelhaft militärisch und zivil hochqualifizierter Mann, der das Vertrauen des Grafen von Nidau in hohem Masse genoss, der aber auch Bürger von Bern war und hier bedeutende Güter besass. Vor die persönliche Entscheidung gestellt, optierte er für die Stadt – vielleicht schon erkennend, dass ihr die Zukunft gehörte. Auf die Frage der Authentizität der Führerschaft Erlachs in der Laupenschlacht möchte ich in einem andern Beitrag eingehen. Allgemein lässt sich in unsern Landen erkennen, dass die Dienstadligen zum

Teil in den Untergang ihrer Herren hineingerissen wurden – nicht zuletzt durch die grossen Verluste in den Kriegen, zum andern Teil aber in den Städten untertauchten, wo sie als Ratsherrengeschlechter wieder erstanden und bisweilen noch während Jahrhunderten blühten.

Zu Beginn des Laupenkrieges hatte Bern fast das ganze Oberland, mit Ausnahme des Frutiglandes und des Obersimmentals, irgendwie, meist indirekt, in seine Abhängigkeit gebracht. Darin lag nicht nur Zufall der Gelegenheiten, sondern System. Die Stossrichtung der bernischen Politik der frühen Zeit ging eindeutig nach den Pässen des Oberlandes und des Wallis mit Fernziel Italien. In Italien lag für die Könige der Schlüssel des Reiches und für die Städte der Schlüssel zum Reichtum durch Handel. Vermutlich war das Alpengebiet damals durch die Viehwirtschaft und den Saumverkehr wirtschaftlich gegenüber dem Mittelland relativ stärker als heute.

Mit seiner Politik hatte Bern die Position des Hauses Österreich im mittleren Oberland ausmanövriert. Das war eine Entlastung für die Waldstätte, welche im Morgartenkrieg von dort her angegriffen worden waren. Andererseits konnte sich hier auch ein Konflikt abzeichnen. Die Waldstätte beanspruchten neben der Hauptroute über den St. Gotthard auch den Einfluss über die flankierende Route über Brünig, Grimsel und Gries- oder Albrunpass. Hier hielt Bern nun mit dem Hasli seinen Fuss dazwischen. Welche Motive die Innerschweizer hatten, in die Schlacht bei Laupen einzugreifen, ist nirgends kundgetan. Es mochte die Bedrohung im Oberland durch Habsburg sein. Gemeinsame Interessen hatten bereits 1323 zu einem zeitlich befristeten Bündnis geführt, das jetzt aber abgelaufen war. Es ist auch vorzumerken, dass die Zuzüge von je 300 Mann aus Uri, Schwyz und Unterwalden Freiharste waren, die von Bern bezahlt wurden. Die entsprechende Quittung ist noch vorhanden. Die Innerschweizer rückten nur gerade für den Schlachttag an und marschierten sofort wieder zurück. Die Entwicklung nach dem Laupen-

krieg zeigt, dass Bern damals keineswegs gewillt war, sich in die grundsätzlich antiösterreichische Politik der Waldstätte einspannen zu lassen.

## Der Krieg

Die Ausgangslage des Laupenkrieges war sehr komplex. Fast jeder der Partner hatte andere Probleme und Ziele. Doch lassen sich drei Gruppen erkennen:

### 1. Die Dynasten

Sie sind in der Offensive zur Bildung von Territorialfürstentümern. Am Laupenkrieg beteiligt waren die Habsburger, bereits Herzoge von Österreich, dann die Savoyer, noch im Rang von Grafen und schliesslich durch Kaiser Ludwig von Bayern auch die Wittelsbacher. Der Krieg hat also europäische Ausstrahlung. Österreich betrieb eine auf Gleichgewicht ausgehende Politik und identifizierte sich keineswegs mit dem gräflichen und freiherrlichen Adel, es sei denn, in der Absicht, diesen über kurz oder lang in völlige Abhängigkeit zu bringen. Es war eine wichtige Gegebenheit für die Entwicklung der Eidgenossenschaft im 14. Jahrhundert, dass das Haus Österreich mit erster Priorität seine Position im Osten ausbaute (Ober- und Niederösterreich, Steiermark, Kärnten, Krain) und auf dem süddeutschen und schweizerischen Schauplatz nicht genügend Macht entfaltete. In den Krieg hineingezogen wurde Österreich durch seine Rolle als Stadther von Freiburg, dann durch die bernische Provokation im Oberland und schliesslich auch durch sein Interesse am Haus Kyburg.

Savoyen war in der Zeit des Laupenkrieges verhältnismässig schwach, in zwei Linien gespalten. Graf Aimo, Haupt des innern Savoyens (im wesentlichen südlich des Genfersees) bewahrte durch Neutralität die traditionelle Freundschaft zu Bern, welche nötig war als Gegengewicht zu Habsburg, welches mit Freiburg einen kräftigen Pfahl im Welschland hatte. Das Haupt der andern Linie, Graf Ludwig, Herr der Waadt, befand sich damals in England. Sein junger Sohn Johann, eben in Ritterschaft in Italien bewährt, liess sich nach anfänglicher Vermittlung in die Adelskoalition einspannen. Insofern war Savoyens Rolle im Laupenkrieg atypisch.

Der Wittelsbacher konnte nicht unmittelbar in den Laupenkrieg eingreifen. Er belehnte Gerhard von Valangin mit den Einkünften des Reiches, insbesondere den rückständigen Steuern von Bern und überliess ihm gleich auch das gewalttätige Inkasso. Die Tatsache, dass der Kaiser im päpstlichen Banne stand, wurde durch Bern im Sinne psychologischer Kriegführung weidlich ausgewertet. Man konnte den Krieg als gerechten Krieg für den wahren Christus und die Gegner als Abtrünnige erscheinen lassen. Dabei ist zu wissen, dass der Deutschritterorden, dem durch das Haus Köniz der Klerus der Berner Leutkirche angehörte, reichsweit in Opposition zu Ludwig dem Bayern stand. Wenn also Diebold Baselwind die Berner zum Kampfe anfeuerte und dem Gegner vor der Schlacht bei Laupen die Monstranz mit dem Sakrament entgegenhielt, dann war das eine ungeheure Provokation, und der Leutpriester war nicht nur der gute Hirte der Berner, sondern auch ein engagierter Streiter seines Ordens. Durch Plünderung von Köniz im Frühjahr 1340 haben dann die Freiburger dem Deutschherrenorden einen Denkkzettel verpasst.

### 2. Die Grafen und Freiherren

Sie standen mit dem Rücken gegen die Wand und versuchten durch einen Verzweigungskrieg die Flucht nach vorn. Die grosssprecherischen Reden, die ihnen der Chronist Justinger vor der Schlacht zuschreibt, illustrieren höchstens diese Situation. Wie weit sich freilich die Herren ihrer Situation voll bewusst waren, muss offen bleiben. Die Verbindung mit Österreich war gefährlich. Im Falle eines Sieges wäre der Adel in die Abhängigkeit von Österreich gekommen und schliesslich im fürstlichen Hof- und Kriegsdienst aufgegangen.



Steinschleuderer bei Laupen. Aus: Der historische Zug der Bernerschützen zum eidgenössischen Schützenfest in Aarau 1924. Album gezeichnet von Rudolf Münger, Bern 1924.

### 3. Die Kommunen

Als solche bezeichnen wir die republikanischen Gemeinwesen, welche sich in den Staatsbildungsprozess einschalteten. Für die Entwicklung der Eidgenossenschaft war es bedeutend, dass sich im Alpenraum nicht nur Städte, sondern auch ländliche Kommunen an diesem Prozess beteiligten. Dass es aber zum Schulterchluss der städtischen Kommunen des Mittellandes mit den ländlichen Kommunen des Alpengebietes kommen würde, das war in der Zeit der Schlacht bei Laupen noch vollständig offen. Eher atypisch war, dass es im Laupenkrieg zu keinem Solidarisierungseffekt der Städte kam. Freiburg, mit dem Bern bald freundschaftlich, bald rivalisierend zusammenging, war durch das rücksichtslose Vorpellen Berns schwer vor den Kopf gestossen und bildete einen harten Kern in der Adelskoalition. Alle andern Städte, mit welchen Bern seit bis zu 100 Jahren ein auf meist bilateralen und zeitlich befristeten Verträgen beruhendes Bündnissystem unterhielt, waren durch ihre Stadtherren zu Neutralität gezwungen. Bern hatte sich in eine schwere Isolation hineinmanövriert. In dieser Hinsicht war die Adelskoalition ein diplomatisches Meisterstück, wenn man auch ihre innere Kohärenz nicht überschätzen darf.

Die militärische Austragung eines Konflikts konnte im 14. Jahrhundert auf drei Arten erfolgen:

1. Durch *Kleinkrieg*, indem man einander durch Raub- und Plünderungszüge schädigte, die Ernten vernichtete, das Vieh raubte, eventuell Burgen und Kleinstädte stürmte, bis der Gegner zum Nachgeben gezwungen war. Das war die häufigste Form des Krieges, da sie keine grossen Truppenaufgebote und keinen langdauernden Felddienst erforderte. Die Raubzüge überliess man Freiharsten, die sich an der Beute schadlos hielten. Für das Landvolk war dieser Krieg grauenhaft. Keine Chronik meldet, wie viele Menschen verhungert und erfroren sind.

2. Der *Belagerungskrieg*. Man legte sich mit grosser Heeresmacht vor

die Hauptstadt oder sonst eine grosse Stadt des Gegners, schnitt sie möglichst vollständig von der Aussenwelt ab, um sie zu Verhandlungen zu zwingen. Die Belagerungs- und Waffentechnik des 13. und 14. Jahrhunderts vor Einführung der Pulvergeschütze reichte in der Regel nicht aus, eine grosse Stadt sturmreif zu machen und zu stürmen. Einzelne spektakuläre Beispiele kamen vor, zum Beispiel in den Kreuzzügen. In der Schweizer Kriegsgeschichte wurden alle Belagerungen grosser Städte abgebrochen, bevor es zum Sturm kam: Basel 1273, Bern 1288, Solothurn 1318, Zürich 1351, 1352, 1354. Nicht nur den Belagerten, sondern auch den Belagerern ging der Atem aus. Denn besoldete Truppen, Ritter oder Stadtmilizen monatelang vor einer Stadt liegen zu lassen, kostete Summen von Geld, die nicht aufgebracht werden konnten.

3. Die *Feldschlacht*. Die dritte Art der Kriegführung war, alles auf eine Karte zu setzen und den Gegner zur Feldschlacht zu provozieren. Das war die risikoreichste Art der Kriegführung, später bei den Eidgenossen beliebt, weil der Krieg im günstigen Fall kurzfristig beendet werden konnte. Das gelang aber trotz spektakulärer Siege bisweilen nicht. Der Krieg wurde dann als Kleinkrieg, oft jahrelang, bis zur Erschöpfung beider Teile weitergeführt und endete mit einem Kompromiss.

Indem Bern Laupen besetzt und in Verteidigungszustand gestellt hat, hat es sich für die Feldschlacht entschieden. Die risikoärmere Variante, den Gegner hinter den Ringmauern zu erwarten, war damit ausgeschlossen; denn Laupen konnte nicht lange halten und musste entsetzt werden. Die Überlieferung, dass man von zwei Familienangehörigen je einen der Besatzung von Laupen und einen dem Entsatzheer zugeteilt habe, weist darauf hin, dass man zu einem Auszug zur Feldschlacht zusätzliche Motivation schaffen musste. Auch die Berichte über die grosse Verzagttheit, die in Bern um sich griff, deuten das Ungewohnte des Vorhabens an. Schlachten zwischen kriegsgeübten Adelsheeren und Bürgeraufgeboten waren im 14. Jahrhundert von Italien bis Flandern beinahe an der Tagesordnung. Aber mit wenigen Ausnahmen, so Courtraï 1302, wurden überall diese Bürgeraufgebote zusammengehauen und verschwanden in der Folge von den Schlachtfeldern.

Es ist in der Tat nicht leicht, die Gründe zu erfüllen, welche Bern bewogen, dieses Risiko einzugehen. Ein wichtiger Grund mochte gewesen sein, dass Bern mit seinen zahlreichen Aussenposten und Ausburgern sowohl auf einen Kleinkrieg, wie auf einen Belagerungskrieg äusserst empfindlich sein musste. Dann aber hätte auch eine a priori-Preisgabe von Laupen Berns Glaubwürdigkeit und Ansehen im Aare-Saane-Raum schwer erschüttert. Im Oberland wären die Weissenburger ihren von allen Seiten lauerten Gegnern preisgegeben gewesen und vielleicht von Bern abgefallen. Andererseits muss Bern doch reale Chancen gehabt haben. Wenn Rudolf von Erlach in der Wahl zwischen dem Dienst des Grafen von Nidau und der Stadt Bern sich für Bern entschied, musste er die bernische Sache als erfahrener Kriegsmann nicht als aussichtslos eingeschätzt haben. Als sicher darf angenommen werden, dass die schon in der zeitgenössischen Quelle angegebene Stärke des feindlichen Heeres von 24 000 Mann weit übertrieben ist. Dann dürften die Waldstätter der eigentliche Trumpf gewesen sein. Den physisch starken und als Söldner erprobten, mit der Halpate fechtenden Hirtenkrieger ging schon damals ein legendärer Ruf voraus, und die Hasler und Simmentaler dürften ihnen nicht nachgestanden sein.

## Ergebnis

Bern und seine Helfer haben – entgegen dem Trend der Zeit – in offener Feldschlacht gegen ein stattliches Ritterheer einen glanzvollen Sieg errungen. Im strategischen und politischen Sinne hat aber Laupen keine Entscheidung gebracht. Das Ergebnis des Sieges erscheint zunächst mehr als dürftig. Der Gegner führte den Krieg in der für Bern ungünstigen Form des Kleinkriegs weiter. Österreich trat nun stärker auf den Plan. Es stärkte Freiburg mit einer Besatzung und gab ihm anstelle des gefallenen Schultheissen von Maggenberg einen kriegserfahrenen Kommandanten in der Person des Ritters Burkhard von Ellerbach. Unter

ihm konnte sich Freiburg sogar sehr aktiv am Kleinkrieg beteiligen und zweimal sogar bis vor die Tore Berns vordringen. Es gelang den Adligen, ihre bisher neutralen Städte, Thun, Burgdorf, Biel, nach langem Widerstreben auch Murten, zum aktiven Eingreifen oder mindestens zur Kriegserklärung zu bringen. Selbst Solothurn liess sich durch den Kaiser unter Druck setzen. Berns Versorgungslage wurde so kritisch, dass man mit Panneraufgeboten zu mehreren Malen in Geleitzügen Lebensmittel in Spiez abholen musste, welche von Unterwalden und Hasli (wohl über die Seen) dahin gebracht wurden. Es ist eine – auch im Hinblick auf die Schweizer Kriegsgeschichte – bittere Feststellung, dass ein Kleinstaat auf den Schlachtfeldern noch so spektakuläre Siege erringen kann: Entscheidend ist das Durchhaltevermögen im Kleinkrieg, und der Friede wird von den Grossmächten am Verhandlungstisch gemacht. Das gilt für Israel heute, wie vor 650 Jahren für Bern.

Österreich aber, auf Gleichgewicht bedacht, machte bereits am 9. August 1340 Frieden durch Vermittlung der Königin Agnes und entzog damit der Adelskoalition und Freiburg den Rückhalt für weitere Kriegführung. Königin Agnes war die Tochter des 1308 bei Königfelden ermordeten Habsburgers, König Albrecht, die nach dem frühen Tode ihres Gemahls, König Andreas von Ungarn, im Kloster Königfelden lebte und als kluge Diplomatin und grosse Friedensstifterin immer wieder die Verhältnisse zwischen dem Hause Habsburg und den Eidgenossen in friedliche Ordnung brachte. Unter ihrem Einfluss schloss Bern 1342 mit dem Hause Österreich ein auf 10 Jahre befristetes Bündnis, das mehrfach verlängert wurde. Im Sinne der Symmetrie hatte Bern bereits im Jahr zuvor ein befristetes Bündnis mit den Waldstätten geschlossen. Dann wurden auch die westlichen Bündnissysteme neu geknüpft.

Mittel- und langfristig gesehen, sind durch den Laupenkrieg bedeutende Entscheidungen gefällt worden – teils allerdings nur als Glied in der Kette anderer militärischer und diplomatischer Ereignisse des 14. Jahrhunderts.

Bern hat seine erreichte Position konsolidiert. Es ist als erste Macht im Aare-Saane-Raum anerkannt. Es verfolgt mit Österreich zusammen eine Politik der Stabilität. Der Sieg eines Heeres von Bürgern und Alpirthen über ein Adelsheer im offenen Feld hat Signalwirkung gehabt. Der Zusammenschluss von Städten und Ländern ist angebahnt – er wird einer der Gründe für die militärische Behauptung der Eidgenossenschaft sein. Doch will sich Bern sein politisches Verhältnis zur Zentralschweiz noch offen halten. In den Zürcher Belagerungskriegen erscheint Bern als Vermittler. Dann freilich muss sich Bern, so gut wie Zürich, definitiv festlegen. Die Länder wollen ihre Wehrkraft den Städten nicht zur Verfügung stellen ohne dauernde Garantie der Bundestreue. Insofern ist das ewige Bündnis Berns mit den Waldstätten auch ein Ausläufer von Laupen, aber nicht nur Hilfsversprechen sondern auch Nichtangriffspakt und Ausscheidung der Interessen im Konfliktgebiet des östlichen Oberlandes. Kein eidgenössisches Bündnis hatte derart ausführliche Bestimmungen über Konfliktbewältigung, wie der Berner Bund mit den Waldstätten von 1353.

Das Verhältnis zu Freiburg blieb noch lange labil. Zwar wurde der Friede unter dem Druck Österreichs am 12. Oktober 1340 geschlossen. Aber noch mehr als ein Jahrhundert wechselte der Einfluss einer österreichischen Partei mit demjenigen einer savoyisch-bernischen, doch wurde Freiburg für Österreich mehr und mehr ein isolierter Aussenposten, und nach einem missglückten Kriege im Jahre 1452 löste sich die Stadt einseitig von Österreich und unterstellte sich Savoyen. Nach dem Burgunderkrieg fand Freiburg 1481 mit Hilfe Berns den Weg in die Eidgenossenschaft. Wäre Bern bei Laupen unterlegen, wäre Freiburg stärker in das österreichische Machtssystem eingebunden worden. So darf man doch mit einer gewissen Vorsicht sagen, dass 1339 bei Laupen auch ein Pfahl eingerammt worden ist zum künftigen politischen und ideellen Brückenschlag über die Saane.

Die grossen Verlierer waren die Grafen und Freiherren. Ihre Verluste an Toten und die Kosten des Krieges beschleunigten den physischen und wirtschaftlichen Niedergang. Er wäre auch im Falle eines Sieges eingetreten. Die Zeit war erfüllt. Auch Freiher Johann der Jüngere von Weissenburg, der auf Seite Berns gekämpft hatte, starb als Letzter seines Geschlechtes.

## Laupen: einige Daten zur Geschichte

Jürg Schweizer, Denkmalpflege des Kantons Bern

*Römerzeit:* Aufgrund der zahlreichen Einzelfunde ist erwiesen, dass die günstige Gelegenheit, die Flüsse Sense und Saane zu passieren, die sich in Laupen bietet, von einer römischen Ost-West-Achse benutzt worden ist. Ob alle gefundenen «römischen» Brückenüberreste tatsächlich so alt sind, bedarf freilich der Überprüfung.

*Um 1000:* Drei Schenkungsurkunden Königs Rudolf III. von Hochburgund, ausgefertigt im «castellum Logis», werden auf Laupen bezogen, doch ist diese Identifikation eher unwahrscheinlich.

*1032:* Laupen kommt mit dem Burgundererbe ans Reich.

*12. Jh.:* Mehrere Glieder der Grafenfamilie von Laupen werden genannt. Sie geraten unter zähringischen Einfluss; im gegen Westen gerichteten Landesausbau dieses Herzogshauses spielt Laupen als Flussübergang eine Rolle. Es ist denkbar, dass das Städtchen zu Füssen der Burg im Kern damals entstanden ist.

*1218:* Mit dem Aussterben der Zähringer wird Laupen Reichsburg.

*2. Hälfte 13. Jh.:* Der weitere Aareraum ist Schauplatz einer jahrzehntelangen Ost-West-Auseinandersetzung zwischen den rivalisierenden Adelsmächten Kiburg und Habsburg auf der einen, Savoyen auf der anderen Seite. Laupen erlebt wie kaum eine andere Stadt in kürzester Zeit gewaltsame und gewaltlose Handänderungen, die seine strategische Bedeutung belegen. Genannt seien folgende:

*1253:* Hartmann der Jüngere von Kiburg erobert Laupen.

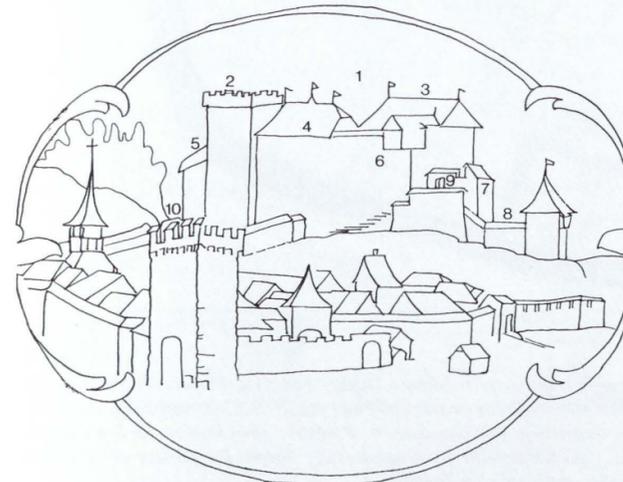
*1264:* Rudolf von Habsburg besetzt Laupen.

*1267:* Peter von Savoyen erobert Laupen, savoyischer Vogt wird Peter von Sottens.

*1269:* Nach dem Tod Peters gewinnt Rudolf von Habsburg Laupen zurück, der Freiburger Peter von Maggenberg wird Vogt.

*1275:* Rudolf von Habsburg bestätigt die Stadtrechte von Laupen. Im

*1. Hauptburg. 2. Bergfried mit Zinnenkranz auf der Wehrplatte. 3. Palas mit grossem Saal und darüberliegendem Wohngeschoss. 4. Landvogteischloss, neues Wohnhaus Mitte 17. Jh., angelehnt an Bergfried und Ringmauer. 5. Ringmauer. 6. Ringmauer mit Wehrgang und vorkragendem Kampfhäus als Schutz des Burgzuganges. 7. Zwinger. 8. Vorburg mit Wehrgang und Flankierungsturm. 9. Drittes Tor des in Form eines komplizierten «Wehrparcours» mit vier Toren angelegten Zuganges. 10. Halsgraben trennt Burg und Berg.*



Auftrage Habsburgs verwalten weiterhin freiburgische Stadtvögte Laupen.

*1280/90:* Laupen dient als Stützpunkt der Habsburger und Freiburg gegen Bern.

*1295:* König Adolf von Nassau besucht Laupen und bestätigt seine Freiheitsrechte. Reichsvogt auf Laupen ist Otto von Strassberg.

*1301:* Bern und Laupen verbünden sich.

*1308:* Bern besetzt Laupen, nach dem Tode König Albrechts fällt Laupen ans Reich zurück.

*1309/10:* Der neue König, Heinrich VII. von Luxemburg, besucht Laupen, verpfändet die Stadt jedoch an Freiherrn Otto von Grandson. Kurz darauf gibt dieser das Pfand an die Freiherren vom Thurn zu Gestelen, Herren des Frutiglandes, weiter.

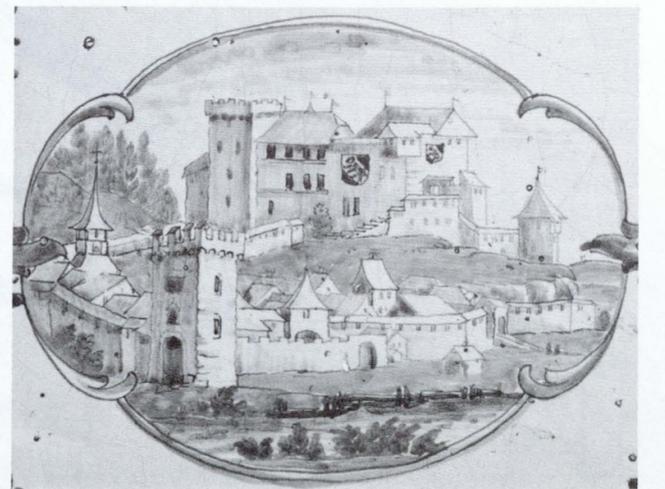
*1324:* Verschwendungssucht nötigt die Herren vom Thurn, Burg und Stadt Laupen Bern zu verkaufen. Bern errichtet seine erste Landvogtei und geht damit als Sieger und Nachfolger aus dem Hegemoniestreit des Hochadels hervor. Nach Jahrzehnten des ständigen Wandels folgen nun Jahrhunderte der Kontinuität.

*1339:* Der Adel, die Vormacht Habsburg und das rivalisierende Freiburg verbünden sich gegen das ausgreifende Bern. Die eilends verstärkte Feste Laupen wird vom 10. Juni an durch das feindliche Aufgebot beschossen und belagert; die Schlacht vom 21. Juni 1339 auf dem Wydenfeld ob Laupen geht für Bern siegreich aus, beendet jedoch den Krieg nicht.

*14./16. Jh.:* Im Unterschied zu vielen ehemaligen Festungen, die durch Berns Expansion Binnenstellungen werden, bleibt Laupen Grenzfeste und ist im 15., 17. und 18. Jahrhundert mehrmals in kriegerische Handlungen verwickelt.

*15./16. Jh.:* Die Brückenbauten zu Gümmenen und Neuenegg entziehen Laupen den Verkehr. Die Stadt verliert ihre Bedeutung und wird zum bescheidenen Städtchen; bis weit ins 19. Jahrhundert, bis zum Bau der Talstrassen und der Eisenbahn, stagnieren Baugebiet und Einwohnerzahl.

*Schloss und Städtchen Laupen, Kachelmalerei um 1770/78 nach einer Vorlage des frühen 18. Jh. Schloss Laupen im Zustand vor den Abbrüchen des 18. Jh. gibt lehrbuchartig eine Vorstellung einer mittelalterlichen Burg.*



# Laupen 1983–1989: die Aufgaben der Denkmalpflege

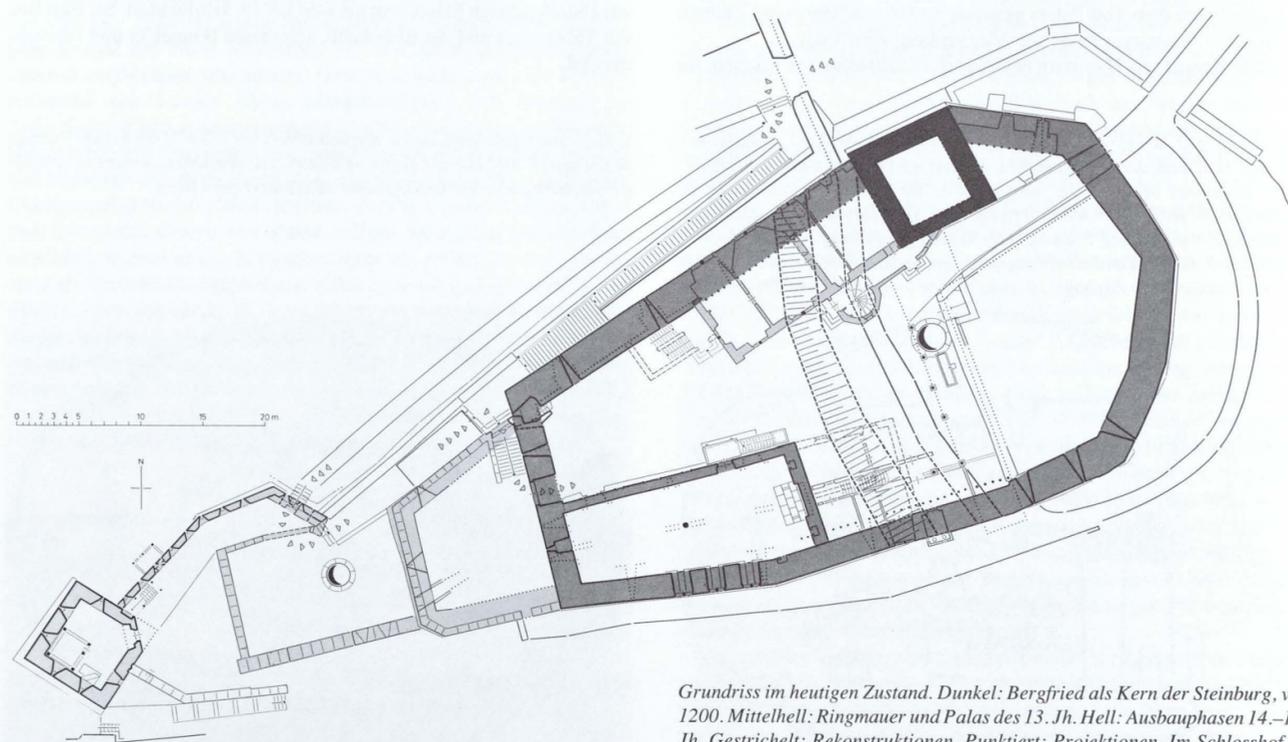
Jürg Schweizer, Denkmalpflege des Kantons Bern

Im Frühjahr 1983, als der Berichterstatter für die Dokumentation des «Zustandes vor Baubeginn» erstmals mit der Aufgabe «Laupen, Sanierung Schlossanlage mit Schlossfels und Amthaus» in Kontakt kam, lagen ein bewilligter Kredit und ein in grossen Zügen den wesentlichen historischen Bestand berücksichtigendes Projekt vor, das sich nicht zuletzt auf eine baugeschichtliche Voruntersuchung von Studenten der Architekturgeschichte stützte. Die Aufgabe, die sich der Denkmalpflege und dem Berichterstatter stellte, war im wesentlichen zweiseitig.

Die Baugeschichte des oft als «ältester Profanbau des Kantons» bezeichneten Schlosses lag trotz verschiedener Bemühungen unseres Jahrhunderts weitgehend im Dunkel; einzig die jüngere Baugeschichte war in Ansätzen greifbar. Die umfassendsten Baumassnahmen, die das Schloss seit seiner Erbauung erlebt hat – sie berührten buchstäblich jeden von aussen sichtbaren Stein –, waren Chance und Verpflichtung, die baugeschichtlichen Quellen sicherzustellen, die das Bauwerk selbst liefert, werden sie doch bei den Bauarbeiten meist beseitigt oder wieder verdeckt. Mauerverbände und -strukturen, Wandöffnungen, Baunähte, Mörtel, Verputze, Bauholz und Holzverbindungen sind die einzigen Quellen, die uns über die so wesentlichen mittelalterlichen Bauphasen berichten, da schriftliche Dokumente fehlen. Auch für die jüngeren Etappen bringt erst der Vergleich der Schriftquellen mit der gebauten

Wirklichkeit die nötige Gewissheit über das, was effektiv geschah. Zu diesen Aufschlüssen kamen solche im Boden – alte Gehniveaue, Fundamentreste verschwundener Bauten und Einrichtungen, Schichtprofile –, die der Archäologische Dienst des Kantons Bern dokumentiert hat und über die er hier selbst Rechenschaft ablegt.

Die Erfassung der baugeschichtlichen Quellen durch die Denkmalpflege hatte aber nicht nur den Zweck, Bauforschung zu betreiben und Architekturgeschichte zu fördern, sondern sie war die Grundlage für eine Vielzahl von Entscheiden und musste auf zahlreiche Fragen des Projektteams (Architekten, Projektleiter HBA, Bauführer) Antwort geben können. Richtigerweise wurde das bewilligte Projekt ständig hinterfragt und neuen Erkenntnissen und Anforderungen laufend angepasst. Das ehrgeizige Unternehmen, den völlig verbauten Rittersaal freizulegen und zu rekonstruieren, stellte eine einzigartige Herausforderung dar. Die zu Tage getretenen baugeschichtlichen Befunde sind reich und kompliziert und künden von einer äusserst bewegten Baugeschichte, die hier nicht in allen Einzelheiten geschildert werden kann, nicht zuletzt, weil die Auswertung noch nicht abgeschlossen ist. Es ist klar, dass die Baugeschichte nach diesem umfassenden Einblick vollständig neu geschrieben werden muss und dass damit auch die architekturgeschichtliche Bedeutung neu zu definieren sein wird.



Grundriss im heutigen Zustand. Dunkel: Bergfried als Kern der Steinburg, vor 1200. Mittelhell: Ringmauer und Palas des 13. Jh. Hell: Ausbauphasen 14.–17. Jh. Gestrichelt: Rekonstruktionen. Punktiert: Projektionen. Im Schlosshof ist der 1983 festgestellte Binnengraben eingezzeichnet. Pfeile: ursprünglicher Zugang.

# Übersicht über die Baugeschichte

Jürg Schweizer, Denkmalpflege des Kantons Bern

## Die 10 wichtigsten Bauphasen der Vergangenheit und die 11. von 1983–1989

1. Die Anfänge der Burg Laupen verlieren sich im Dunkel. Es kann aber davon ausgegangen werden, dass die weitgehend dem 13. Jahrhundert angehörende heutige Burganlage aus Stein in Etappen eine ältere ersetzt hat, die sich primär mit Erdbewegungen, Felsausbau und hölzernen Palisaden geschützt hat. Ihre Holzbauten dürften eher niedrig gewesen sein. Die späteren Steinbauten haben leider die Spuren älterer Anlagen weitgehend beseitigt. Wichtigster Beleg für die Erd/Holzburg ist der 1983 im Schlosshof festgestellte Binnengraben, der das spornförmige Plateau in einen westlichen tieferen und östlichen höheren Abschnitt teilte. Mit dem Bau der gewaltigen Ringmauer verlor er einen Teil seiner Funktion, obwohl die Mauer in den Graben hinabreicht. Später ist er zugeschüttet worden.

2. Im Burgenbau setzt sich um und nach 1200 ein entscheidender Wandel durch: die Versteinerung und die Monumentalisierung, sich gegenseitig bedingende Phänomene. In dieser Hauptbauzeit entstanden die meisten Burgen oder erhielten ihre heutige wahrzeichenhafte Gestalt. Wie anderswo – etwa auf der Grasburg – geschah diese Versteinerung in Laupen in mehreren, oft rasch aufeinanderfolgenden Phasen, aber doch im wesentlichen nach einheitlichem Konzept.

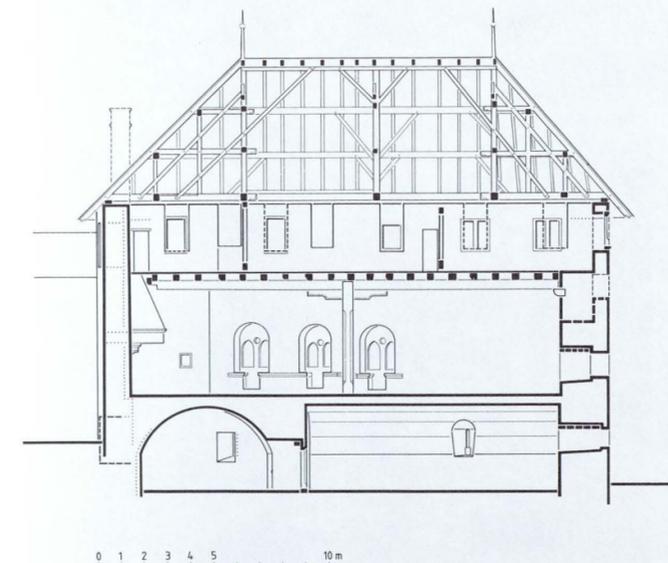
2. a) In Laupen setzte die Versteinerung mit dem Bau des Bergfriedes, des Hauptturmes, wohl noch vor 1200 ein. Er wurde als wichtiger, gevierter Turm auf quadratischem Grundriss mit Seitenlänge von 8,7 m mit 1,8 m starken Mauern aufgeführt. Sein Mauerwerk besteht zur Hauptsache aus Kieseln oder kleineren Tuff-Handquadern, die zwischen grossen Tuff-Eckverbänden reihenweise sorgfältig aufgemauert wurden. Die originale streifenartige Ausfugung ist auf der Ostseite abschnittsweise gut erhalten (in der heutigen Cafeteria). Im 18. Jahrhundert bezog man den Turm in das Massiv des neuen Schlosses ein.

2. b) In einem deutlichen zeitlichen Abstand schloss man an den Bergfried die Hauptwehreinrichtung des Schlosses an, die einstmals gewaltige, ellipsenförmige Ringmauer, die grösstenteils der Hangkante folgt. Sie ist von einer anderen, leistungsfähigen Bauhütte in recht kurzer Zeit aufgeführt worden; ihr stand ein hervorragender Tuffbruch zur Verfügung, besteht die Aussenschale doch aus sorgfältigen, wuchtig abweisenden Bossenquadern aus diesem dauerhaften Stein. Der Bau dieser Mauer bedeutete eine ungemeine Anstrengung, misst sie doch süd- und nordwärts zwischen 2,4 und 2,6 m in der Breite, die am meisten gefährdete Ostseite knapp 3 m. Wie ein riesiger, mit Buckeln übersäter Schild wurde in einer ersten Etappe die Ostseite gegen die Hauptangriffsrichtung 10 bis 12 m hoch aufgeführt, nordwärts schloss sie sich direkt an den Bergfried an, südwärts erhob sie sich strebenförmig am Ostfuss des Binnengrabens. In einer zweiten Etappe errichtete die gleiche Bauequipe die Nord- und die Südmauer, doch begnügte man sich mit einer weit geringeren Höhe. Auf diesen äusserst massiven Sockel stellte man wahrscheinlich nordwärts eine dünnere Brustwehr; auf der Südseite errichtete man jedoch wohl grösstenteils hölzerne Wohnbauten an der Stelle des heutigen Palas, deren Oststirn in einer senkrechten Stossfuge einer später angeschlossenen Mauer überliefert ist.

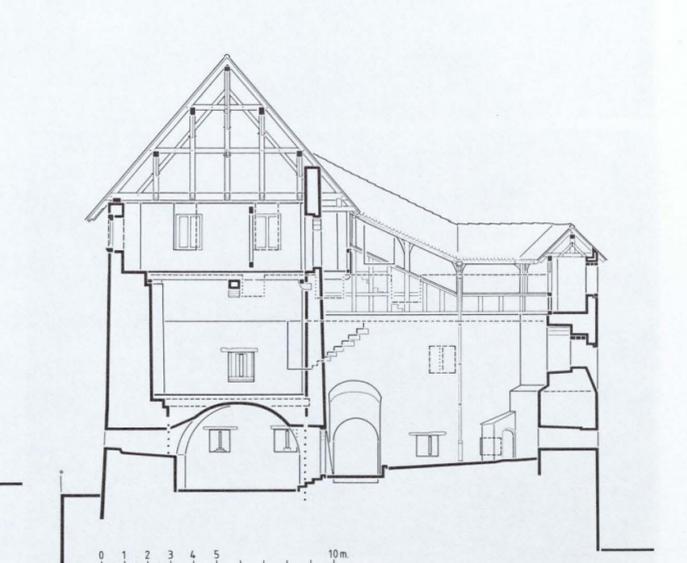
2. c) In einer weiteren, zeitlich klar getrennten Phase entstand die Westmauer. Wie die Bautechnik belegt, war eine dritte, vielleicht lokale Bauequipe tätig. Die Westmauer ist ein starker Kieselverband mit Sandstein- und Tuffdurchschuss. Das zugehörige prachtvolle Rundbogen-Westportal, das vierte und letzte Burgtor vor dem Eintritt in den Burghof, zeigt durchaus noch spätromantische Formen. Auf 7,3 m Höhe über dem Schwellenniveau verringerte sich die Mauerstärke von 2 m auf die Dicke einer Brustwehr, die mit Zinnen durchbrochen war.

2. d) In drei kleinen Etappen, von denen 2 und 3 längere Zeit auseinanderliegen, wurde die Lücke zwischen den Wohnbauten und der westlichen Abtreppung des Bossenquaderschildes gefüllt. Die letzte

Längsschnitt durch den Palas gegen Süden. Über dem Rittersaal die zum Teil in Fenster umgewandelte Zinnenreihe des 14. Jh. und der Dachstuhl von 1395. Pläne: Othmar Mabboux.



Querschnitt durch Palas und Hof gegen Westen. In den abnehmenden Mauerstärken der Nord- und Südmauer sind Konstruktionsetappen abzulesen. In der Westmauer eingetragen ältere Zinnen- und Schartensysteme.



Etappe, nach 1290 zu datieren, leitete direkt über zur nächsten Bauphase.

2. e) Eine weitere leistungsfähige Bauequipe schloss die Lücke zwischen der Westmauer und dem Bergfried nordwärts durch Erhöhung der Bossenquader-Ringmauer um ein Tuffmauerwerk von etwa 5 m Höhe aus kleineren, geglätteten Quadern und ersetzte südwärts die hölzernen Wohnbauten. Die Mauer von gut 2 m Stärke wurde mit hohen Schiesscharten durchbrochen; im Unterschied zur Bossenquader- und zur Westmauer, die bloss Lichtschlitze enthielt. In der Südmauer sparte man drei tiefe, überwölbte Sitznischen für die Befensterung des geplanten (Ritter-)Saals aus. In derselben Bauphase, jedoch in einer späteren Etappe, errichtete man den dünnen Mauerwinkel der Nord- und Ostwand des Palas, der zusammen mit den bestehenden Mauerscheiben den Kubus des Palas mit Untergeschoss und Saalgeschoss formte. Über der Balkendecke des Saales zimmerte man ein hölzernes, allseits vorkragendes Wohngeschoss und den Dachstuhl. Die drei Fensternischen des Saals erhielten gekuppelte Spitzbogenfenster, die Ostwand ein gewaltiges Kamin, dessen Eichenholz um 1310/15 gefällt worden ist und damit den Bauabschluss klar datiert. Mit dem Bau des wuchtigen Palassaals schloss kurz vor dem Übergang an Bern die ritterliche Bauepoche des Schlosses.

3. Kurz nach dem Kauf durch Bern 1324 zeigten sich erste Schäden, weil der Felsen die gewaltige Last der Wehrmauern nicht ertrug und sich spaltete oder senkte, ein Grundübel des Laupener Schlosses, das allen Jahrhunderten bis auf den heutigen Tag schwer zu schaffen gemacht hat.

Als erstes hatte Bern einen Teil der Nordwestecke der Ringmauer zu erneuern, vermutlich noch vor dem Laupenkrieg 1339. Kurz darauf entstand über der reparierten Ecke das bis 1769 ins Auge fallende markante, über Eck vorkragende Kampfhaus.

4. Zweifellos litt das Schloss unter der Belagerung 1339, folgten doch im 14. und mittleren 15. Jahrhundert eine Reihe von namhaften Erneuerungen, namentlich am Palas, der nun zum ständigen Wohnsitz eines bernischen Vogtes geworden war. Bis zum Bau des Neuen Schlosses 1648 wurde namentlich das hölzerne Obergeschoss, der eigentliche Wohnstock, den gewandelten Wohnbedürfnissen angepasst. In drei getrennten Etappen ersetzte man im 14. und im früheren 15. Jahrhundert das vorkragende Holzgeschoss durch Steinmauern, wobei bereits nach der ersten Etappe – sie umfasste die Feldseite gegen Süden und Westen – auch der heutige Walmdachstuhl aufgerichtet wurde, eine hervorragende Fichtenkonstruktion aus zwei komplizierten Halbwälmen und einem einzigen Binder in der Mitte. Das Holz für den Stuhl wurde im Winter 1395/96 geschlagen.

5. Ein erstaunliches Unterfangen ist die vollständige Erneuerung des Palassaals in der Mitte des 15. Jahrhunderts. 1453 oder unmittelbar danach liess der Vogt grosse Mengen Eichenholz fällen, um die Palassaaldecke, gleichzeitig Boden des Wohngeschosses, vollständig zu ersetzen. Damals erhielt der Saal auch den Unterzug samt polygonalem Mittelpfosten. Von der anschliessenden Neueinrichtung des Wohngeschosses sind die charakteristische Holzlaube im Hof und die Gliede-

rung der Westräume, die vielgenannte Stube und Nebenstube, erhalten geblieben (1988 wieder verdeckt).

6. In zwei grösseren Unternehmungen wurden um 1555 und um 1600 durch Prismeller Steinhauer zahlreiche Abschnitte der Wehrmauern und die ehemalige Bergfried-Wehrplatte erneuert, der Palasfuss aussen ummantelt, die Erschliessung durch einen direkten Weg zur Westbasion erleichtert und 1619 schliesslich ein Laufbrunnen eingerichtet, der das Soden in den drei gefundenen Ziehbrunnen überflüssig machte.

7. Mitte des 17. Jahrhunderts erfolgten wichtige Neu- und Umbauten. 1648–51 ersetzte man endlich die längst veraltete und unbequeme Wohnung im Palas-Obergeschoss durch ein zwar kleines, aber zeitgemässes und formschönes Wohnhaus, das sogenannte Neue Schloss. Man stellte zwei Mauerflügel in den Winkel aus Bergfried und nördlicher Ringmauer, welche mit genügenden Fenstern perforiert wurde, zog drei Geschossdecken ein und erschloss das neue Haus mit einem Mittelkorridor und dem polygonalen Treppenturm mit seiner schönen geschweiften Haube. Von der Art der damaligen Ausstattungen zeugen wiederhergestellte Räume im ersten und zweiten Stock. Ein Jahrzehnt später ersetzte man den Wehrturm auf dem äussersten Sporn gegen Westen durch einen Neubau, den heutigen Käfigturm.

8. Seit dem Auszug des Landvogts ins Neue Schloss 1651 war der Palas und damit der Rittersaal bloss noch «umbauter Raum», den man für alle möglichen Nebenbedürfnisse brauchte und missbrauchte und dies während gut drei Jahrhunderten! Bereits 1651 baute man im Saal ein

erstes Gefängnis ein, 1657 ein Kornhaus. 1692 ersetzte man die bestehende Balkenlage durch die heutigen Kellergewölbe und verlegte im Saal einen Sandsteinplattenboden, eine Massnahme, die zwar Keller und Hochparterre dienlicher machte, gleichzeitig aber mit dem Ausspitzen der Auflager bedeutend in die Aussenmauern eingriff. Diese bautechnisch-statische Rücksichtslosigkeit bei den folgenden Baumassnahmen durch alle Jahrhunderte bis zur Zentralheizung 1966 brachte den Palas zusammen mit der Fels- und Mörtelbeschaffenheit an den Rand des Ruins. 1704 unterteilte man die Westhälfte des Saals durch einen Zwischenboden, um mehr Korn aufschütten zu können. Der Anbau der Pfisterei 1748 tilgte durch die Dachabschleppung auch die Volumetrie des Palas aus der Hofperspektive. 1770 verlegte man einen Mörderkasten in das bezeichnenderweise so genannte «alte Gebäu». Das grosse Saalkamin blieb erhalten und diente durch alle Jahrhunderte als Fleischbräterei und Räucherammer. Erst 1841 wurde es abgebrochen, als im Osttrietel des Saals zwei gewölbte Archivräume eingebaut wurden, die mit Fensterausbrüchen tüchtigen Schaden anrichteten. 1856 und 1867 erfolgten erneute Gefängniseinbauten, welche die Süd- und Nordfassade wahl- und regellos perforierten und zusammen mit Verbindungstreppe 1870 den Palas auch äusserlich zum Gefängnis degradierten. Um 1923/25 und 1932 glaubte man, mit Betonriegeln und Pfeilern sowie Gewölbeverstärkungen den drohenden Zerfall des Palas aufhalten zu können. Bei der Modernisierung des Gefängnisses 1966 brach man letztmals Fenster aus, zerstörte Teile der originalen Wandgliederung

Innenraum im «Neuen Schloss»: Westkabinett im 1. Stock vor und nach der Restaurierung mit dem aus dem Pfarrhaus Gampelen stammenden Täfer.



Im Winkel zwischen der Ostmauer des hier unveränderten Bergfrieds und der 1770 zurückgehauenen Ringmauer entstand die Cafeteria.



Schloss Laupen. Ansicht von Nordwesten. Die an den ehemaligen (hell verputzten) Bergfried anschliessenden Ringmauern bilden ein System von terrassierten Höfen mit dem ursprünglichen Zugang. Die gedeckte Treppe der Zeit um 1600 kürzt ihn diagonal ab.





Im Westabschnitt des Palas-Obergeschosses ist die spätmittelalterliche Ausstattung unter Verschalungen des 19. Jh. gefunden worden: Riegwand mit Arabeskenmalerei um 1500. «Sachwzänge» nötigten, sie wieder unter Verschaltungen verschwinden zu lassen.

Für die Restaurierung der erhaltenen oder rekonstruierbaren Bauteile galten strenge denkmalpflegerische Prinzipien: Möglichste Substanzerhaltung, keine unbelegbaren Ergänzungen, korrekte Handwerkstechnik, ausgesuchtes Baumaterial, belegbare Oberflächenbeschaffenheit und Farbe: für die neuen Bauteile jedoch rückte man bewusst ab von limitierender Formgebung und gestaltete sie nach heutigen, aber für Situation und Funktion geeigneten Grundsätzen.

Im Inneren sei auf die restaurierten Räume im Neuschloss, vor allem aber auf die Freilegung und Restaurierung des Rittersaals hingewiesen. Dieses aussergewöhnliche Unternehmen erforderte grossen geistigen, finanziellen, ganz besonders aber handwerklichen Aufwand. Der wiedergewonnene Saal ist ein sprechendes Denkmal für die Sorgfalt, das Können und die Geduld der «Laupener Bauequipe» unter der Leitung von Peter Mauron, die sich würdig den mittelalterlichen Steinbrecher-, Maurer- und Steinhauerequipen des 13. Jahrhunderts anschliesst. Der Kanton Bern hat mit der Wiederherstellung des Rittersaals drei Jahrhunderte eigener Bausünden wiedergutmacht und damit den Raum nach 1453 zum zweiten Mal sich selbst und der Nachwelt geschenkt.

und beschädigte die Innenhaut grossflächig durch Zementverputze. Die Summe dieser Eingriffe hatte schliesslich den Rittersaal hart an die Grenze der Irreversibilität verändert und jenes chaotische Gebilde geschaffen, das nur wenigen auserwählten Gästen vorbehalten blieb, nämlich den Insassen des Gefängnisses.

9. Von 1760 bis 1770 führten der katastrophale Zustand des Felsens und der davon getragenen Bauteile sowie Komfortansprüche zu namhaften Baumassnahmen. Die östliche Ringmauer, Herzstück der Verteidigung, war dem Einsturz nahe und musste um 10–12 m auf die heutige Höhe abgebrochen werden. Der zersplattene Bergfried wurde geköpft und das Dach des Neuen Schlosses darüber gezogen, gleichzeitig erhielt der Fuss eine Neuverkleidung. Leiter der Arbeiten war der einflussreiche Werkmeister Niklaus Sprüngli, der die Glanzidee hatte, in den Dachstuhl der Schlossscheune – sie stand im Schlossgraben an Stelle des heutigen Hauptzugangs – eine Fahrbrücke einzuziehen und durch den Fels und die Ringmauer eine Schneise zu treiben. Damit entstand eine kutschierbare Schlosszufahrt, der heutige Hauptzugang, und der mühselige Umweg über die Vorburg entfiel. 1766–1770 erfolgte eine Vergrösserung des landvögtlichen Logements durch Dazuschlagen des Bergfrieds, durch Verlegung der Gefängnisse in den Käfigturm und durch Neuerschliessung mit dem 1983 abgebrochenen, lieblos an die Westfassade angelehnten Treppenhaus. Aus dieser Phase stammen die hübschen Rokokotäfer und -türen im Schloss.

10. Das 19. und 20. Jahrhundert begnügte sich weitgehend mit partiellen Erneuerungen und Modernisierungen, oft verbunden mit namhaften Eingriffen. Hervorzuheben sind die Felsanierung 1911/1925, der Brand der Scheune 1940 und der anschliessende Bau der Bogenbrücke und des Fahrdammes.

11. Die über Flickwerk hinausgehende Gesamtrenovation von Laupen war im Rahmen der Erneuerung bernischer Amtssitze seit 1978 vorbereitet worden. Ziel war nicht nur die dringend gewordene statische und bautechnische Sanierung von Felsen, Stützmauern und Gebäuden, nicht nur die betrieblich sinnvolle Neuorganisation der Bezirksverwaltung, sondern durchaus – und das verdient Dank – die Rückgewinnung verbauter historischer Architektur. In erster Linie wurden die zwei Hauptvolumen des Schlosshofes, Palas und Neuschloss, durch den Abbruch der Anhenken des 18. Jahrhunderts wieder zur Wirkung gebracht. Den Westteil des Hofes mit der ausgezeichnet erhaltenen Ringmauer befreite man von Schopfeinbauten. Das Hauptelement der Wehranlage, die Ringmauer, wurde einheitlich neu ausgefugt, die völlig verstümmelte Südfassade des Palas erhielt ihre Geschlossenheit mit der konzentrierten Dreiergruppe der gotischen Doppelfenster zurück. Den ehemaligen Rondenweg am Südfuss des Palas stellte man wieder her.

Am Fuss der südlichen Wehrmauer aus Tuff-Bossenquadern des 13. Jh. entstand der ehemalige Rondenweg als Spazierweg neu. Die zwei Erker – in der heutigen Form aus dem 17. und 18. Jh. – dienten als Aborte. Fotos: G. Howald



## Archäologische Beobachtungen während der Schlosssanierung

Daniel Gutscher/Alexander Ueltschi,  
Archäologischer Dienst des Kantons Bern

Der Beginn der baubegleitenden archäologischen Dokumentationen am Schloss Laupen fällt in die Zeit vor der Installation der Mittelalter-Abteilung (1984) beim Archäologischen Dienst des Kantons Bern (ADB). Deshalb war die Denkmalpflege für die Bauuntersuchung federführend verantwortlich, der Archäologische Dienst nach damaligem Verständnis einzig für die Untersuchungen im Boden sowie die logistische Unterstützung der vermessungstechnischen und fotografischen Dokumentation der aufgehenden Mauerpartien zuständig. Die Arbeit der Archäologen beschränkte sich auf die Dokumentation von Freilegungen, welche im Zuge von Unterfangungen und Werkleitungsverlegungen sehr zahlreich vorgenommen werden mussten. Das heisst, dass kaum je flächig Schicht um Schicht gegraben werden konnte, sondern dass bauseits erfolgte Sondiergräben und -löcher durch den ADB dokumentiert wurden. Flächig archäologisch nach Grundsätzen der Horizontalstratigraphie konnten die Bereiche des westlichen unteren Plateaus beim heutigen Käfigturm sowie der ehemaligen Pfisterei im Schlosshof ausgegraben werden.

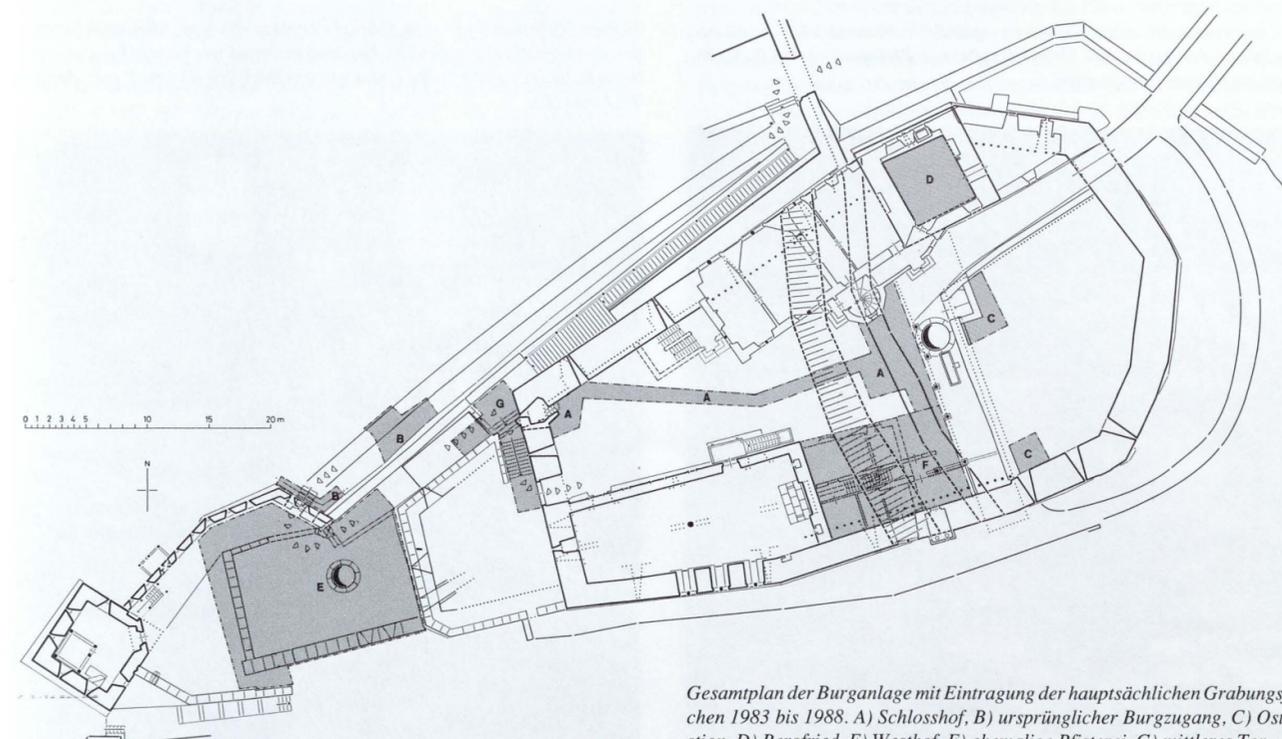
Die vorgegebene Methodik sowie die fachbereichsmässige Trennung von Boden und Aufgehendem erschweren a priori eine Synthese der gewonnenen Einzelerkenntnisse erheblich. Es ist deshalb zum heutigen

Zeitpunkt nicht möglich – die Dokumentation der letzten Aufschlüsse liegt wenige Monate zurück –, eine Synthese sämtlicher archäologischer und bauanalytischer Ergebnisse vorzulegen. Die vorliegenden Zeilen stellen nicht mehr dar als eine erste Auslegeordnung. Diese folgt chronologisch den einzelnen Untersuchungsplätzen, wie sie im Übersichtsplan festgehalten sind. Auf die Zuweisung unserer Befunde zu den Hauptbauetappen des Schlosskomplexes verweisen wir jeweils auf den Beitrag von Jürg Schweizer.

### Die Aufdeckungen im Schlosshof

Im Sommer und Herbst 1983 wurden im Schlosshof eine Reihe von Leitungsgräben geöffnet sowie anschliessend auf dem ganzen Platz die Pflasterung entfernt und die Anbauten an der nördlichen Wehrmauer abgebrochen. Dabei entdeckte man in der Nordwestecke unter der modernen Reihenpflasterung (Kopfsteinpflaster mit gekappten grossen Kieseln) eine äusserst schmutzige Kieselplasterung mit kleinteiliger Musterung: Streifen mit Radialverlegung wechselten sich mit freigemusterten Feldern und Kreismustern. Von ihr aus führten Stufen ins sog. «Hexenkämmerli». Die Pflasterung entstand im Jahre 1770. Sie rechnet mit einem älteren, in die Nordwestecke der Wehrmauer gestellten Holzgebäude auf schmalen Sockelmäuerchen und setzt sich weiter südlich als Platzpflasterung bis an die Nordmauer des Palas fort.

Unter der Kieselplasterung lagen in der Nordwestecke der Wehr-



Gesamtplan der Burganlage mit Eintragung der hauptsächlichsten Grabungsflächen 1983 bis 1988. A) Schlosshof, B) ursprünglicher Burgzugang, C) Ostbasion, D) Bergfried, E) Westhof, F) ehemalige Pfisterei, G) mittleres Tor.

mauer zwei Drittel eines Kreises formierende Fundamentreste, die als Backofen anzusprechen sind.

Den ältesten Bestand bilden in der Nordwestecke die Fundamente der Wehrmauer. Ihr Sandsteinquaderverband und die schlanken, tiefsitzenden Luziden verweisen sie ins 13. Jahrhundert (Phase 2b).

Als bedeutendste Neuerkenntnis darf indessen die Entdeckung eines breiten Grabens bewertet werden, der das östliche Drittel des Schlossplateaus markant vom etwas tiefer liegenden westlichen oberen Burgplateau trennte. Seine Breite betrug rund 6 m, die Tiefe gut 3 m. Er bildet Bestandteil der ältesten Burgranlage (Phase 1).

Wie unten im Abschnitt über die Grabungen in der Pfisterei zu bemerken ist, bestand er offen weiter als Binnengraben bis in die Zeit vor der Errichtung des jüngeren Palas zu Beginn des 14. Jahrhunderts (Phase 2e). Auf einer Terrassierung seiner östlichen Wandung stand eine 1,3 m starke Bollensteinmauer. Wir dürfen in ihr den ersten gemauerten Bering um das Kernplateau sehen. Eine Datierung ins 12. Jahrhundert ist durchaus denkbar. Zu dieser ersten Burgranlage ist ein Sodbrunnen mit Bollensteinmantel zu rechnen.

#### Die Aufdeckungen im Bereich des ursprünglichen Burgzuganges

Ebenfalls zu den Entdeckungen des Sommers 1983 gehören die Befunde auf der Nordseite des Burgplateaus im Bereich der unteren Rampe, die zum Eingang auf das Plateau West (Käfigturm) führt. Ein komplexes Mauersystem sowie ein künstlich aus dem Felsen geschroter Halsgraben am Ende der Rampe gehören zu einer Portalanlage mit Zwinger und Zugbrücke und mithin zum ältesten Bestand des Burgzuganges. Von hier gelangte man durchs untere Portal auf das Plateau des heutigen Käfigturms (vgl. unten das Kapitel über die diesbezüglichen Grabungen).

#### Die Aufdeckungen in der Ostbastion

Im Juni 1983 konnten Teile der Ostbastion untersucht werden. Es zeigte sich dabei deutlich, dass der direkte Zugang von aussen durch dieses Plateau zu den jüngsten Bauveränderungen und zu den unter Werkmeister Niklaus Sprüngli getroffenen Massnahmen um 1760 zu zählen ist (Phase 9). Die kutschierbare Zufahrt wurde im Bereich der

Der Treppenturm des «Neuen Schlosses» gründet im Binnengraben der älteren Burgranlage, der das östliche Drittel des obersten Plateaus sicherte. A: Wehrmauer am Ostrand des Grabens.



Ostbastion als tiefe Schneise geführt. Diese durchschlägt eine Kieselplasterung, welche grossflächig freigelegt werden konnte und die in meterbreiten, nordsüd gerichteten Streifen gemustert ist.

Rund 1 m tiefer lag ein älteres Gelniveau, das mit noch funktionstüchtigen, stichbögig überwölbten Schiesscharten in der vorwiegend mit Tuffquadern verkleideten südlichen Wehrmauer rechnete, also wohl dem 13. Jahrhundert (Phase 2b) zuzuweisen ist.

#### Dokumentation des Bergfrieds

Zu den ältesten, in der heutigen Anlage erhaltenen Teilen gehört der seit dem 18. Jahrhundert zum Stumpf reduzierte Bergfried, der 1985 untersucht werden konnte. Aufgrund seiner Lage und seines Mauercharakters, mit von der heutigen Cafeteria aus sichtbarem originalem Fugenstrichverputz, kann er durchaus noch dem 12. Jahrhundert angehören (Phase 2a).

#### Fundamentsicherungen Wehrmauer

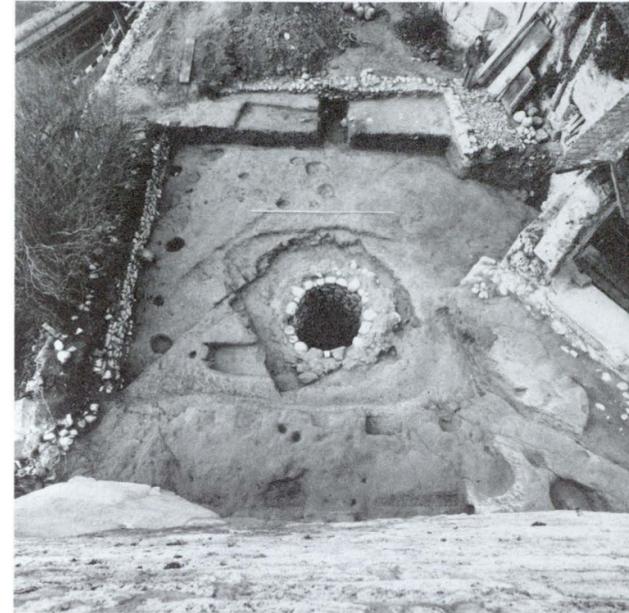
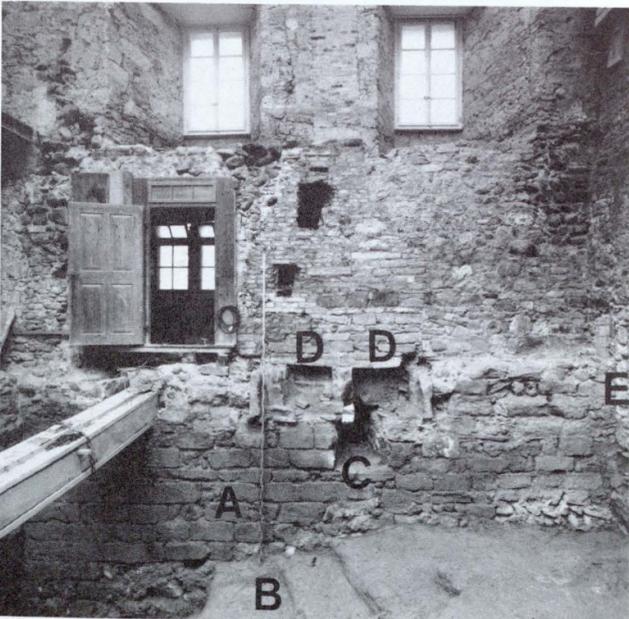
Im Verlaufe des Jahres 1984 konnten im Zuge der Fels- und Fundamentsicherungen verschiedene Partien der Wehrmauern dokumentiert werden. Ihre Aufschlüsse sind insbesondere für die Entstehungsgeschichte des Palas von Bedeutung (Phasen 2 bis 6).

#### Die Grabung im Westhof

Da im Westhof durch flächiges Absenken des Niveaus die zum Eingang des allmählich in Auffüllungen versunkenen Käfigturms gehörigen Verhältnisse wiederhergestellt werden sollten, wurde im Sommer 1986 die untere Westterrasse vollflächig archäologisch untersucht.

Die Hauptergebnisse lassen sich wie folgt zusammenfassen: Auf der Felsterrasse, die – wie die Ergebnisse von 1983 auf der Nordrampe zeigten (siehe oben) – nach dem ursprünglichen Konzept als erste Burgterrasse hinter dem gesicherten unteren Burgtor zu werten ist, bestand zunächst ein Holzpfostenbau, dessen direkt im Fels verankerte Ständerlöcher sich da, wo nicht für den späteren Remisenbau Fels abgeschrotet wurde, deutlich abzeichneten. Da der Fels mehrfach säuberlich geputzt wurde, kann diese Holzbauphase nicht sicher datiert

Südliche Wehrmauer (A) nach Abbruch der ehem. Pfisterei. Blick nach Süden in den einstigen Binnengraben (B). Im Sandsteinmauerwerk ist ein Fensterschlitz (C) erkennbar, darüber neue Einbauten von Backöfen (D); rechts der Anstoss des Palas (E):



Übersicht von der mittleren auf die untere westliche Burgterrasse mit den Mauerzügen des Remisengebäudes, einem weiteren Sodbrunnen sowie Pfostenruben der ersten Holzbauphase.



Detail des Sodbrunnens auf der Westterrasse. Deutlich sichtbar ist die Verengung im direkt aus dem Felsen gehauenen Schacht.

werden; es ist denkbar, dass sie zur Holzburg des 12. Jahrhunderts gerechnet werden darf.

Möglicherweise ebenfalls bereits zu den frühen Bauten auf dieser Terrasse gehört ein aus Feldsteinen gefügter, weiter unten direkt aus dem Fels gearbeiteter Sodbrunnen. Der oben 2 m weite Schacht ist bis in gut 2 m Tiefe mit einem Bollensteinmantel ausgekleidet. Im Material fand sich ein Fragment einer römischen Säule ungewisser Herkunft. Bis in 7 m Tiefe setzt sich der Schacht mit gleichem Durchmesser fort, ist hier allerdings direkt aus dem Molassefels gehauen worden. Weiter unten verengt er sich auf 1,15 m. Interessant sind alle 30 cm eingehauene Tritthilfen. Sie ermöglichten einen laufenden Unterhalt der lebenswichtigen Installation. Auf 29 m Tiefe erreichten wir eine äusserst fragile Mergelschicht, so dass die Freilegungsarbeiten auf 31 m Tiefe wegen Einsturzgefahr eingestellt werden mussten, obschon die Sohle noch nicht erreicht war. Letztere liegt somit unter 488 m ü. M. und damit bereits auf derselben Höhe wie die Wasserführung der Sense!

Wann der Sodbrunnen aufgegeben wurde, liess sich durch die Funde in der Auffüllung nur annähernd bestimmen. Zahlreiche Blidenkugeln in der vorwiegend aus Bauschutt und Sand bestehenden Auffüllung deuten auf eine Auflassung in der Zeit hin, da die moderne Artillerie im späten 15. Jahrhundert die alten Blidenapparate überflüssig gemacht hatte.

Wohl noch ins Spätmittelalter ist ein gut 7 x 8 m messender Bau zu datieren, dessen aus Bollensteinen gefügte Fundamente ergraben werden konnten. Seine Südmauer war mit 1,2 m Stärke kräftiger aufgeführt als die 0,75 m starke West- und die 0,45 m starke Nordmauer. In der letzteren befand sich gleich gegenüber des Haupttores eine breite Lücke, die wir als Einfahrt deuten dürfen. Wir rekonstruieren den Bau als dreiseitiges Fachwerkgebäude mit massiver aufgeführter südseitiger Rückwand (Wehrmauer), das als Remisen- und Stallbau diente. Offenbar konnte man über die erste Rampe und das untere Tor noch mit Pferd und Wagen einziehen, während von hier aus zum mittleren Tor die Rampe für Pferde und ganz sicher für Wagen als nicht mehr passierbar

angenommen werden muss (vgl. unten den Abschnitt über das mittlere Tor).

#### Die Grabung in der ehemaligen Pfisterei

Der Abbruch und die Tieferlegung der in der ehemaligen Pfisterei eingerichteten Heizzentrale samt ihrer an den Palas ostseitig angefügten Gebäudehülle hatte eine flächige archäologische Untersuchung des entsprechenden Bereiches zur Folge. Nebst interessanten alten Backofenkonstruktionen brachte sie den ersten flächigen Aufschluss des zur ersten Burgranlage gehörigen Binnengrabens (vgl. oben Kapitel Schlosshof) sowie Aufschlüsse über die Bauzeit des Palas. Interessant ist, dass der erste Graben auch nach der Errichtung der grossen Wehrmauer, deren auf Sicht angelegte Sandsteinquadern in den Graben hinabsteigen (Phase 2b), noch offenstand: damit erst ist er zum Binnengraben geworden. Noch vor der Erneuerung des Palas (Phase 2e) um 1300, der mit einer Baufuge an die südliche Wehrmauer anstösst, muss der Graben indessen aufgefüllt worden sein: Die Fundamente des Palas schneiden in die Auffüllung. In dieser fanden sich einige Blidenkugeln. Östlich des Palas wurde zudem ein weiterer Sodbrunnen angelegt; er ist unter einem Deckel vor dem neuen Treppenhausegebäude konserviert.

#### Beobachtungen zum mittleren Tor

Im Herbst 1987 und ergänzend dazu 1988 konnte das obere Ende der Rampe zwischen unterer (Käfigturm-) und mittlerer Terrasse untersucht werden.

Von der ersten Terrasse mit dem Remisengebäude gelangte man ursprünglich am Ende der weiterführenden Rampe zu einer nächsten, der mittleren Toranlage, die ähnlich wie die erste mit einem Halsgraben und wohl auch mit einer Zugbrücke gesichert war. Später ist dieser Graben mit einem Tuffgewölbe überbrückt worden. Nach Passieren dieser mittleren Toranlage führte nach einer rechtwinkligen Wendung eine letzte Rampe entlang der westlichen Wehrmauer zum heute noch erhaltenen tuffsteinernen Rundbogenportal (Phase 2c), das in den Burghof zum Palas mündete.

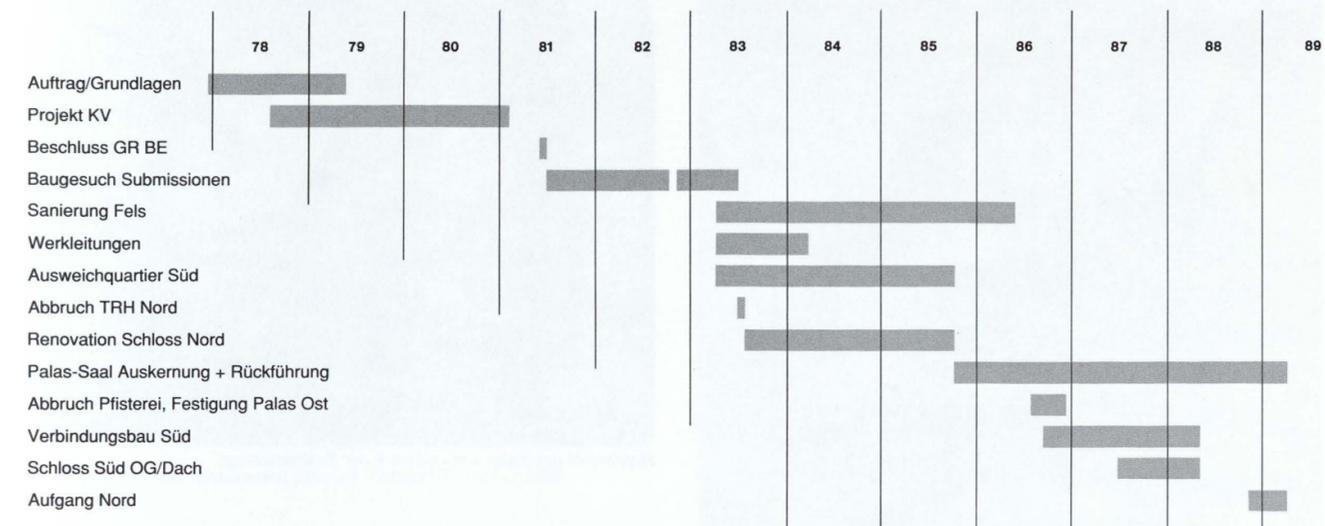


Die Gesamtaufnahme von Osten zeigt die elliptische Grundform der von dicken Ringmauern geschützten Hauptburg. Im Vordergrund: Ostbastion während der Grabung 1983.



Die als «Hexenkämmerli» bezeichnete Schiesscharte des 17. Jh. im Schlosshof. Davor das Fundament eines mittelalterlichen Backofens.

Die folgende Grafik zeigt den Zeitraster für Planung und Realisation.



- Holzbauten hat der Schlosshof eine erste wesentliche Aufwertung erfahren.
- Mit diesem Abbruch wurde auch der Weg frei für die Restauration und Rückführung der beiden prächtigen Hoffassaden des «neuen» Schlosses.
- Die so wiedergewonnenen Fensteröffnungen ermöglichten erst die Umnutzung des Schlosses Nord entsprechend dem für die Bezirksver-

- waltung vorgegebenen Raumprogramm.
- Aufgrund der erstaunlich positiven Resultate der Freilegungen im Innern des «neuen» Schlosses, wurden verschiedene Räume auf ihren ursprünglichen Bestand rückrestauriert.
- Eindrucklich präsentiert sich heute der noch vorhandene Teil der Wehrmauer Nord mit den beiden Wehmischen und den auf Hofniveau liegenden Belüftungsöffnungen.

## Die Schlossrenovation 1979–1989

Fritz Tanner

### Einleitung

Der «Achetringeler» hat die Planungs- und Bauarbeiten seit 1981 in sechs mit aufschlussreichem Bildmaterial illustrierten Berichten dokumentiert: Nr. 56/1981 Zur Baugeschichte des Schlosses Laupen, Nr. 57/1982 Schloss Laupen – die geplante Sanierung, Nr. 58/1983 Baustelle Schloss Laupen, Nr. 60/1985 Das neue Schloss Nord, Nr. 62/1987 Die Arbeiten am Schloss Süd, Nr. 63/1988 Schlossrenovation vor dem Abschluss. Er hat damit seine Chronikfunktion in vorbildlicher Art wahrgenommen.

Dieser Schlussbericht gibt mir die Möglichkeit, kurz auf die wichtigsten baulichen Veränderungen einzugehen. Die wichtigsten Phasen der Bauarbeiten werden im Zeitraster dargestellt. Bilder des Bauwerkes nach Abschluss der Arbeiten ergänzen den Text. Ein Vergleich mit den früher publizierten Aufnahmen des Schlosses vor Baubeginn zeigt, welche tiefgreifenden und überraschenden Veränderungen das Erscheinungsbild des Schlosses in den letzten Jahren prägten.

### Planung und Bau im Zeitraster

Im Freienhof Laupen fand vor bald 12 Jahren das erste Gespräch mit Kantonsbaumeister Urs Hettich statt, und kurz vor Weihnachten 1977

schloss dann der Kanton das Auswahlverfahren für den Architekturauftrag ab. Dieses Telefongespräch mit dem Projektleiter ist mir in wacher Erinnerung geblieben, weil sich die Freude über den Auftrag mit dem Respekt vor der mir übertragenen Aufgabe wohl etwa die Waage hielten.

Zum Schloss, bis jetzt vertrauter Nachbar, entwickelte sich unvermittelt eine ganz besondere Beziehung. Vorerst ging es darum, das Bauwerk näher kennenzulernen. Es war dies ein Unternehmen, das bis auf den heutigen Tag immer wieder voller Überraschungen geblieben ist und das laufend zum Umdenken und Eingehen auf neue Situationen gefordert hat. So zeigten bereits erste Erkenntnisse bezüglich Zustand der Bausubstanz und unvoreilhaftigen baulichen Veränderungen ein ermutigendes Bild.

Glücklicherweise hat die Bauherrschaft nie auf der Durchsetzung des ursprünglich vorgegebenen Termins bestanden. Eine Verkürzung der Bauzeit wäre nur mit der konsequenten Ausquartierung der Verwaltung weg vom Schloss zu erreichen gewesen.

### Die wichtigsten Veränderungen

Schloss Nord – das «neue» Schloss von 1648

- Mit dem bereits im Projekt 81 vorgesehenen Abbruch des westlich vom «neuen» Schloss (1648) angebauten Treppenhauses samt den



Das «Neue Schloss», die Landvogtswohnung, erbaut 1648–51, vor und nach der Restaurierung.



Hofansicht des Palas vor und nach der Restaurierung.

- Die Treppe nach dem Tor zum Schlosshof ist verschwunden, die Pflasterung folgt wieder dem ursprünglichen Terrainverlauf, entsprechend ist der Eingang zum grösseren Keller wieder rückgeführt worden.
- Die mächtige, von hohem handwerklichen Können zeugende Holzkonstruktion des Palas-Daches ist mit einzelnen neuen Teilen ergänzt worden.

#### Der Rondenweg

- Über den neuen Betonriegeln, mit denen die ganze Südwand der Wehrmauer unterfangen worden ist, wurde der alte Rondenweg wieder gebaut. Mit diesem Umgang auf der Südseite, hoch über der Talsohle, hat die Schlossanlage eine wesentliche Bereicherung erhalten.

#### Hohes Risiko

Wenn wir heute feststellen dürfen, dass die ganzen, sehr aufwendigen Sanierungsarbeiten ohne Unfall abgelaufen sind, so ist dies sicher vor allem der Umsicht und Sorgfalt aller Beteiligten zuzuschreiben, aber es ist wohl nur die halbe Wahrheit. Es gab Situationen – ich denke an die Sicherung der Palas-Ostwand nach dem Pfisteri-Abbruch oder an die Stabilisierung der mit durchgehenden Rissen durchzogenen NW-Ecke der Wehrmauer an so exponierter Lage – wo uns entweder eine glückliche Fügung vor einem Unglück bewahrt hat, oder die Mauern sind aus lauter Gewohnheit stehen geblieben . . .

#### Dank und Ausblick

Mir bleibt zum Abschluss die schöne Aufgabe, allen, die zum guten Gelingen beigetragen haben, ganz herzlich für ihre Mitarbeit zu danken. – Vorab den Handwerkern aller Fachrichtungen, die ihr Bestes zur Erfüllung der oft sehr anspruchsvollen Aufgabe gegeben haben. – Dir, Peter Mauron, mit Deinen Mannen, danke ich speziell. Du hast mit Deiner liebenswürdigen, allzeit hilfsbereiten und fachlichen Präsenz wesentlich zum guten Gelingen beigetragen. Ich denke hier vor allem an das Nebeneinander von Amtsverwaltung und Bau, das sich nur dank gegenseitiger Rücksichtnahme einigermaßen reibungslos realisieren liess. – Regierungsstatthalter D. Gugger und seinen Mitarbeitern für das grosse Verständnis während der langen Bauzeit. – Allen Fachingenieuren für ihre kompetente Beratung und entgegenkommende Zusammenarbeit.

#### Schloss Süd, Pfisteri und Verbindungsbau Süd

- Kernstücke des Projektes 81 war ohne Zweifel die geplante Auskernung und Rückführung des Palas-Saales. Das Werden dieses Raumes gehört zu den eindrücklichsten Erlebnissen der ganzen Schlossrenovation. Mit der Freilegung der praktisch im Originalzustand vorhandenen Wand Ost des Saales bahnte sich eine weitere entscheidende Veränderung an, der Abbruch der Pfisteri (Bau von 1748).
- Die ursprünglich geplante innere Erschliessung des Saales durch ein neues Treppenhaus, samt zudienenden Räumen innerhalb der Pfisteri, war nun nicht mehr zu verantworten. Die ohnehin wenig vertrauenswürdige Bausubstanz der alten Pfisteri und die Möglichkeit, durch einen Abbruch dieses unschön an den Palas angefügten Baukörpers das grossartige Volumen des Palas in seiner ganzen Kraft wieder neu erlebbar zu machen, führten zum Abbruch-Entschluss.
- Mit einer Projektänderung galt es nun, das Geschoss über dem Palas und den Verbindungsbau zur Sommerlaube mit einem neuen Treppenhaus zu erschliessen. Eine erste Idee eines Holzbaues unter dem Biberschwanzdach liess sich aus Sicherheitsgründen (Brandschutz) nicht oder dann nur als Verblendung eines Massivbaues realisieren. Zur gebauten Mauerschleibe, deren Abstufung das erhaltene Riegwerk des alten Verbindungsbau sichtbar lässt, gehört der Bewuchs mit selbsthaftenden Pflanzen. Die angestrebte Gesamtwirkung wird sich so eben erst in einigen Jahren einstellen.
- Der Palas-Saal ist mit einer neuen Treppenkonstruktion aus Stahl und gestockten Betonelementen erschlossen. Damit werden die in unserer Zeit zugefügten Bauteile zwar klar ablesbar, sollen jedoch nicht aufdringlich wirken.
- Die beiden unter dem Palas-Saal liegenden Gewölbekeller sind von früheren «Verstärkungen» befreit worden.



Rittersaal gegen die Kaminwand gesehen. Zustand November 1986.



Blick in die Osthälfte des nur auf den Aussenmauern aufruhenden Walmdachstuhles über dem Palas, aufgerichtet im späten 14. Jh. Zustand Mai 1987.

- Ruedi Rytz, Projektleiter im Hochbauamt, speziell für die beharrliche Mahnung, die Kreditlimite ja nicht zu strapazieren.
- Felix Holzer, Fachleiter im Hochbauamt, für Spezialeinsätze wie das 1:1-Modell der Konsolen am Kamin im Palas-Saal.
- Dem Vertreter der kant. Denkmalpflege, Dr. Jürg Schweizer, der einerseits mit fachlicher Kompetenz seine Anliegen durchzusetzen verstand, andererseits aber auch jederzeit ein offenes Ohr und Verständnis für die Anliegen des Architekten hatte.
- Zuletzt demjenigen, der während der ganzen Planungs- und Bauzeit ganz Wesentliches zum guten Gelingen des Werkes beigetragen hat: meinem Mitarbeiter Heinz Stünzi, Architekt HTL, in dessen Händen die örtliche Bauleitung lag.

Unserer Generation war es vorbehalten, das ehrwürdige Bauwerk umfassend instandzustellen und so umzubauen, dass es den heutigen Nutzungsansprüchen einer Amtsverwaltung gerecht wird.

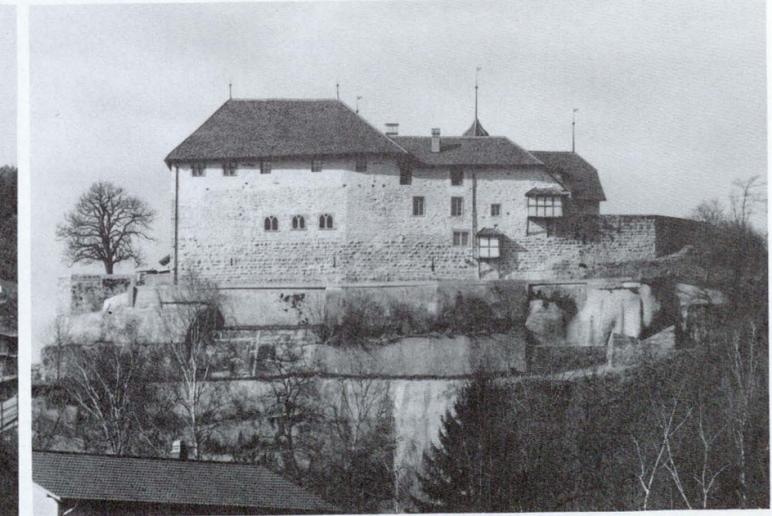
Seit 1652 ist der Palas-Saal durch Einbauten zweckentfremdet genutzt worden. Heute steht der eindrücklich schöne Raum der Öffentlichkeit für Nutzungen, die seinem hohen kulturhistorischen Wert gerecht werden, wieder zur Verfügung. Laupen ist um eine Kostbarkeit reicher geworden.

Wir Bauleute haben das Werk nun abgeschlossen und geben es künftigen Generationen zu treuen Händen weiter.

#### Südansicht vor der Restaurierung.



#### Rückführung der Fassade auf den ursprünglichen Zustand. Beachte vor allem die Fensteranordnung.



Verbindungsbau Sommerlaube-Palas im Bau.



Rittersaal gegen Westen gesehen. Kurz nach Abbruchbeginn der zweigeschossigen Gefängnis- und Kornhauseinbauten.



Vermauerte Sitznische der Zeit um 1300 mit Zwischenboden von 1704. Zustand Juli 1986.

Gesamtansicht nach der Restaurierung mit rekonstruiertem Kamin.



## Sanierung des Schlossfelsens

M. Steiner/R. Schär

### Schlossfelsens als tragender Sockel für die Burganlage

Der Schlossfelsens von Laupen war die strategische Voraussetzung für den Schlossbau selber und ist als wichtiger Bestandteil der ganzen Wehranlage aufzufassen. Bauform und Naturform, Architektur und Topographie sind eng verwachsen, so dass Veränderungen am Schlossfelsens immer auch das Schloss selber betreffen. Als Baugrund erwies sich der Felsen in der Vergangenheit eher als zwiespältig: Verschiedene bauliche Massnahmen waren nötig, um seine Stabilität und damit auch die der Gebäude sicherzustellen. Im Zusammenhang mit der Gesamtsanierung der Burganlage war es daher notwendig, auch den Zustand des tragenden Felssockels genau zu untersuchen.

Der Schlossfelsens besteht aus Sandstein- und Mergelschichten. Weil die Mergelschichten weicher sind, witterten sie stärker ab als der Sandstein, was im Laufe der Zeit zu den in alten Bildern noch deutlich erkennbaren Mergelterrassen führte.

Eine weitere typische Eigenschaft des Felsens ist seine zwiebelschalenförmige Vertikalzerklüftung. Sie ist vor allem an der Felsoberfläche sehr ausgeprägt, wodurch darüber aufgebaute Mauern stark gefährdet sind. Mit Kernbohrungen und Wasser-Abpressversuchen konnte festgestellt werden, dass die Schalenstruktur vor allem im südwestlichen Teil des Felsens sehr ausgeprägt ist und die höheren Partien stärker angegriffen sind als die Basis.

Mit diesem geologischen Befund lassen sich alle früheren Verbauungen erklären, so auch diese aus den Jahren 1910/11 und 1923/25. Bei der ersten Sanierung handelt es sich um eine 20 m hohe Betonstützmauer, die anfänglich ziemlich hart gewirkt haben muss. Die breite Opposition bewirkte, dass für die in den Jahren 1923/25 erneut erforderlichen Sanierungen eine natürlichere Lösung gesucht wurde. In Anlehnung an die gut ablesbare Horizontalschichtung der Mergel- und Sandsteinbänder wurden die Verbauungen terrassenförmig angelegt. Doch auch diese Ausführung wirkte anfänglich streng. Durch den üppigen Bewuchs auf den Terrassen wurde der erste Eindruck aber mit der Zeit stark gemildert.

Leider zeigen die Untersuchungen des Felssockels, dass gerade diese weniger massig wirkende Verbauung von 1923/25 in einem sehr schlechten Zustand war. Als Schadenursachen standen Wurzel- und Frostsprengungen infolge eindringendem Wasser, dann etwas weniger auch chemische Einflüsse im Vordergrund.

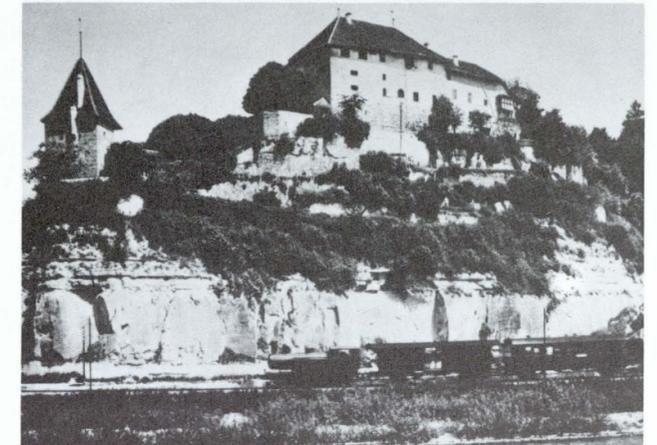
Der Untersuchungsbefund war eindeutig: Zur langfristigen Sicherung der Schlossanlage war eine Sanierung des Felsens samt den Verbauungen von 1923/25 unumgänglich.

### Schlossfelsensanierung: Kontrast oder Integration

Die Frage, ob die Sanierung des Schlossfelsens möglichst natürlich und unauffällig zu erfolgen habe oder ob sie deutlich ablesbar zu gestalten sei, wurde eingehend diskutiert. Schliesslich wurde aus Überzeugung, dass der Schlossbau in seiner Dominanz nicht durch notwendig gewordene Verbauungen beeinträchtigt werden darf, eine möglichst diskrete Sanierungsform gewählt.

Bei der Verbauung des Drachenfelsens bei Bonn verhielt man sich anders: Hier kam eine stark expressive Lösung zur Anwendung. Die losen Felspakete wurden mit deutlich ablesbaren Betongurten zurückverankert. Sie bilden zusammen mit der Ruine und dem kantigen Trachitfelsen ein schönes Ganzes, sozusagen ein Gesamtkunstwerk.

Dieses Ziel wurde in Laupen nie verfolgt. Auch wäre eine ähnliche Lösung kaum möglich gewesen. Der schlechte Zustand der Felsoberfläche und der alten Verbauungen verlangte einen flächenartigen Schutz. Kurz und gut: Die anderen Voraussetzungen führten zu einem anderen Konzept, dies obwohl die angewandten technischen Mittel ganz ähnlich



Schloss und Felsen vor der Sanierung 1910/11.

Schlossfelsens nach der Sanierung, Zustand November 1925.



Zustand April 1979, üppiger Bewuchs auf den Terrassen.



# Sanierung von Wehr- und Gebäudemauern

M. Steiner/R. Schär

Mit der Sanierung des Schlossfelsens wurde der Sockel, über dem die ganze Wehranlage aufgebaut ist, in Ordnung gebracht. In einem nächsten Schritt galt es nun, die freistehenden Mauern und die Gebäude selber vor der fortschreitenden Zerstörung zu sichern.

Die meisten Schäden waren der Verwitterung zuzuschreiben. Beim Naturstein ist sie vor allem die Folge von eindringendem Wasser und den darin enthaltenen Schadstoffen. Die bekanntesten Verwitterungsformen sind Schäden, die auf Sprengwirkungen zurückzuführen sind:

- Frostschäden infolge Volumenzunahme beim Gefrieren von Wasser
  - Salzschäden infolge Volumenzunahme beim Kristallisieren
  - Wurzelsprengungen infolge Pflanzenwachstum auf feuchten Mauern.
- Die wichtigsten Schadenbilder an Natursteinmauern sind:
- bei freistehenden Mauern wegen starker Durchfeuchtung Rückwitterungen unter der Mauerkrone oder im Fundationsbereich
  - absanden und abblättern der Maueroberflächen in Fassaden infolge Feuchtigkeitsdurchtritt
  - nicht fachmännisch ausgebildete Fugen.

Instabilitäten von Mauerteilen sind in den meisten Fällen der Endzustand einer Kette von Einwirkungen, die vorerst nur zu kleinen Schäden führen. Es gilt daher zu beachten, dass alte Bauten am besten zu erhalten sind, wenn sie durch jährliche Überwachung vor Primärschäden geschützt werden.

Diesen Erkenntnissen entsprechend, wurden bei der Sanierung der Schlossmauern die folgenden Prinzipien angewandt:

- Schutz vor eindringendem Wasser durch Abdeckung der Mauerkronen und Verlegung von Drainagen im Fundationsbereich,
- Verfestigung des Mauergefüges durch Materialersatz,
- Berücksichtigung von alten Handwerksregeln bei der Ausbildung der Fugen und der Wahl der Baumaterialien.

Waren grössere Reparaturen notwendig, wurde nach dem Grundsatz gearbeitet, möglichst viel von der ursprünglichen Bausubstanz zu erhalten.

ten. Doch oftmals waren die Zerstörungen bereits so fortgeschritten, dass ein Materialersatz unumgänglich war. Eingehend wurde dabei die Frage nach dem Material und die Auseinandersetzung mit dem zu wählenden Massstab und den Proportionen diskutiert. Weil reparieren nicht unbedingt gleichmachen heisst, wichen wir vor allem bei den Abdeckplatten auf gestockten Beton aus. Bezüglich Proportionen und Struktur hielten wir uns jedoch eng an die überlieferten Bauformen.

Alte Natursteinmauern wirken kraftvoll. Indem aber die einzelnen Steine sichtbar bleiben und wegen den gut erfassbaren Elementen wie Mauerstufen, Abdeckplatten, Rippen usw. erhalten diese Bauten eine ihnen eigene Schönheit und Ausstrahlung. Diesen Zusammenhängen wurde in Laupen volle Beachtung geschenkt.

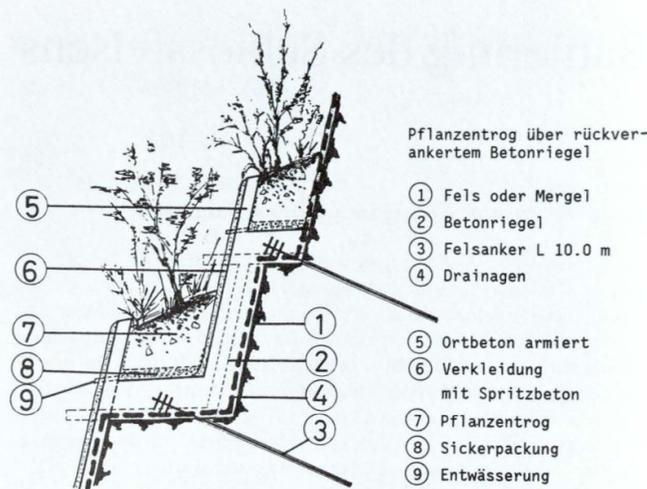
Ein besonderes Anliegen der Laupener Behörden war die Wiederöffnung des Südumganges für die Öffentlichkeit. Der Wunsch wurde vom Kanton erfüllt: Sozusagen als krönender Abschluss der Felsanierung ist dieser Weg neu erstellt worden. Damit konnte eine bis anhin bestehende Lücke im Wegnetz rund um die Schlossanlage von Laupen geschlossen werden.

Der Bericht wäre unvollständig, würde nicht noch auf die mit viel Liebe und Freude arbeitenden Handwerker hingewiesen. Ihnen ist viel zu verdanken, dass die Sanierungen erfolgreich beendet werden konnten.



Schalenstruktur des Felsens, Zustand 1979.

Schäden an der Verbauung 1923/25.



Ansicht von Südosten mit dem sanierten und neu bepflanzten Schlossfels. Links der Käfigturm, erbaut 1660 anstelle eines älteren, vorgeschobenen Wehrturms.

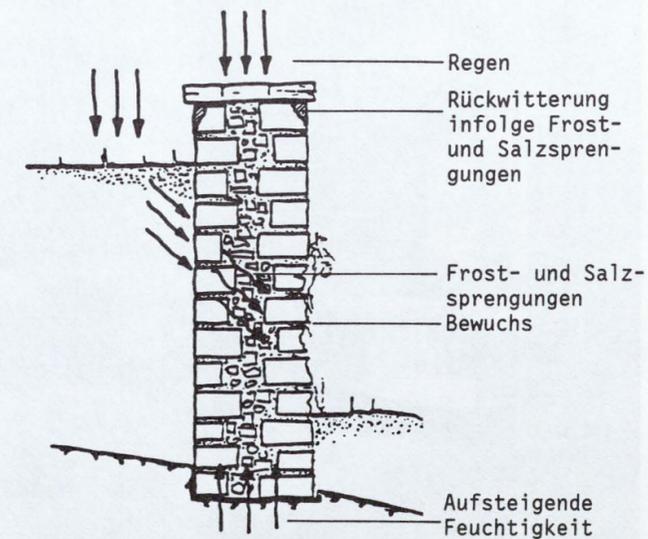
sind. Mit einem System von zurückverankerten Betonriegeln und der Verkleidung der dazwischenliegenden Fels- bzw. alten Betonflächen mit Spritzbeton wurde die bauliche Gesamtsicherheit am Schlossfelsens erheblich verbessert.

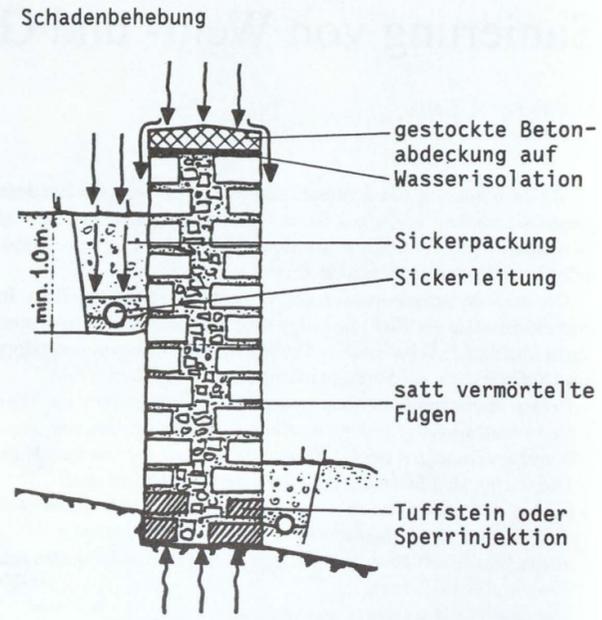
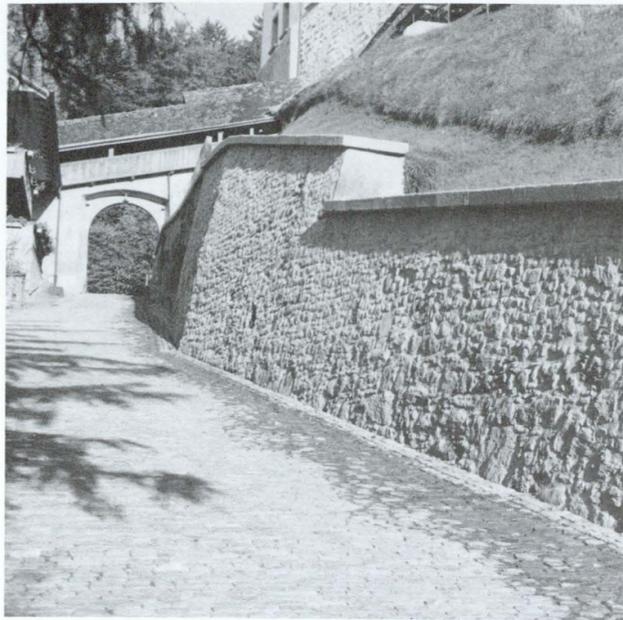
Erfahrungen für die Sanierungsarbeiten in Laupen konnten bereits am Schlossfelsens von Burgdorf gesammelt werden. Die Aufgabe war in beiden Fällen ähnlich. Der Unterschied lag darin, dass die Naturform des Schlossfelsens von Laupen infolge der Sanierungen von 1910/11 und 1923/25 stark beeinträchtigt war und eine vollständige Abkehr von diesen Systemen nicht in Frage kam. Die Stossrichtung aber, den Sockel des Schlosses wieder möglichst natürlich zu gestalten, schien auch in Laupen richtig zu sein. Anhand von alten Fotos wurden die wichtigsten Merkmale des ursprünglichen Schlossfelsens festgestellt und in einem Arbeitsmodell festgehalten. Anschliessend wurde die Sanierungs-idee ins Modell übertragen. So entstand eine Diskussionsgrundlage, die eine erste Beurteilung und entsprechende Anpassungen zulies.

Während der Bauausführung griff man immer wieder zu dieser Arbeitshilfe, versuchte sich zu orientieren und Auswirkungen von Abänderungen abzuschätzen. Der Verlauf der Terrassen wurde in Anlehnung an die ursprüngliche Felsform mit den flachgeneigten Mergelbändern und den steilabfallenden Sandsteinbänken gewählt. Die strenge Horizontalgliederung der Sanierung von 1923/25 wurde damit bewusst durchbrochen und durch geschwungen angelegte Terrassen ersetzt. Mit gezielt gepflanzten, hochstämmigen Bäumen wurden die geometrischen Strukturen durchbrochen. Zudem werden Teile der Betonkonstruktion mit der Zeit von Efeu und andern heimischen Pflanzen überwachsen sein.

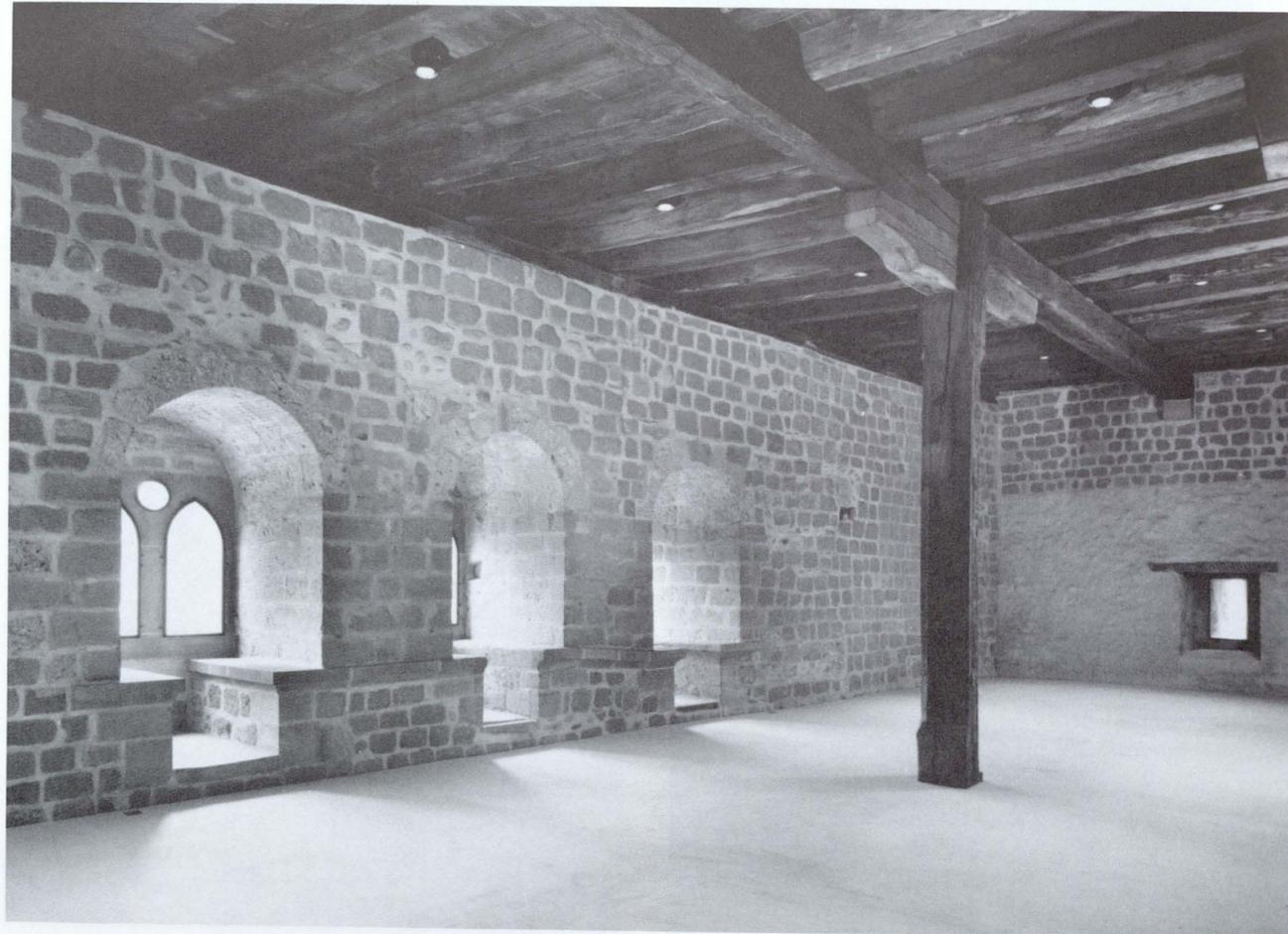


Schadenursachen



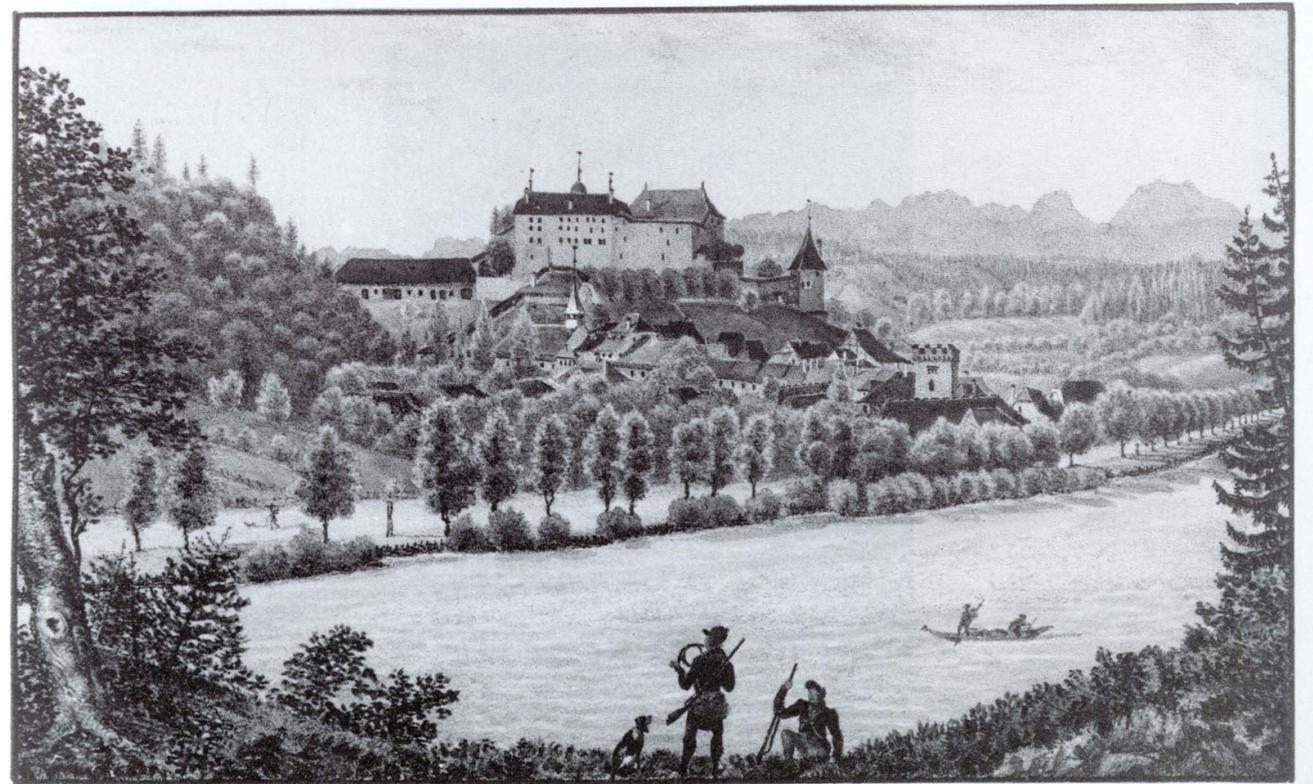


Rittersaal mit den drei frühgotischen Fensternischen und der um 1453 erneuerten Decke.



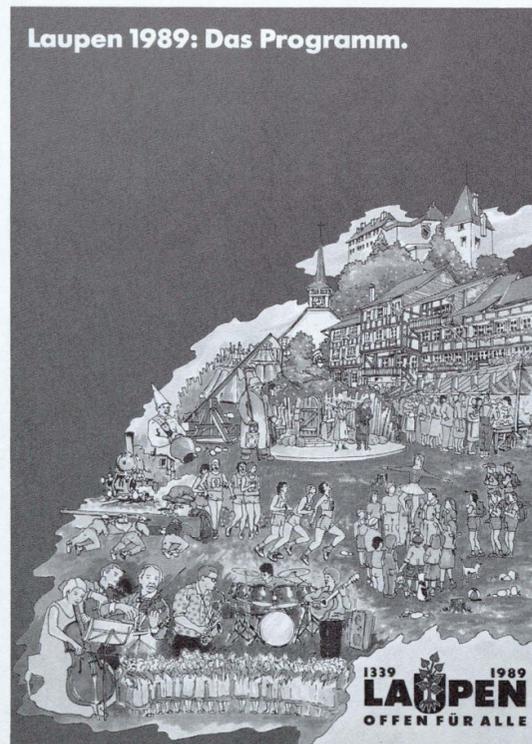
Sprüngli: Werkmeister Niklaus Sprüngli reduzierte den Bergfried auf die Höhe des «Neuen Schlosses» und die östliche Wehrmauer auf die heutige Höhe. Er legte auch eine kutschierbare Zufahrt durch die Scheune an. Zeichnung von 1764.

Die Lithographie von Fr. Zimmer um 1820 zeigt das Schloss von Norden im wesentlichen im heutigen Zustand. Die Schlossscheune mit der Zufahrt durch den Dachstuhl verbrannte 1940.



# Laupen 1989: der Programm-Kalender

April	15.	Fotowettbewerb «Laupen heute»	Juli	1./7./8.	«Lichter uf Loupe» –
	16.	«Gilberte de Courgenay» –		28./29.	Burgspiel von H. R. Hubler
	17./26.	Aufführung des Bernhard-Theaters hist. Vortrags- und Führungszyklus			«Schlossumbau» – Ausstellung im Café am Kreuzplatz
Mai	2./16. 23./30.	hist. Vortrags- und Führungszyklus	August	1./4./5.	«Lichter uf Loupe» –
	ab 20.	«Historische Dokumente, Bilder und Objekte» – Ausstellung im Gemeindehaus		11./12. 16./18.	Burgspiel von H. R. Hubler «Vor em Tor» – Freilichtspiel von Marcel Reber und Ueli Remund
	ab 20.	«Bücher und Texte» – Ausstellung in der Gemeindebibliothek		19./23. 25./30.	
	21.	Konzert des Berner Kammerorchesters in der Kirche		27.	Rittersaalkonzert mit hist. Tänzen
Juni	bis 25.	«Historische Dokumente, Bilder und Objekte» – Ausstellung	September	1./2. 6./8. 9./13.	«Vor em Tor» – Freilichtspiel von Marcel Reber und Ueli Remund
		«Bücher und Texte» – Ausstellung		15./16.	
	3./6./13.	hist. Vortrags- und Führungszyklus		3.	27. Laupenschiessen
	ab 11.	«W. Kaufeisen» – Ausstellung im Schlosskeller	16.	10. Denkmallauf Laupen–Neuenegg	
	13.–16.	Schüler-Freundschaftstreffen	22./23.	«Lichter uf Loupe» –	
	17.	Rockfest Sportplatz Gillenau	29./30.	Burgspiel von H. R. Hubler	
	18.	Festumzug und Festakt in Bern	Oktober	13.–29.	«Laupen-Künstler» – Ausstellung in der Aula
	20.	Schüler-Sternmarsch nach Laupen		31.	26. Schüler-OL Amt Laupen
	21.	Gedenkakt der Schlacht bei Laupen auf dem Läubliplatz			
	21./22.	«Lichter uf Loupe» –			
	25./30.	Burgspiel von H. R. Hubler			
	24./25.	«Stedtlifest» Laupen			



Diese Sonderausgabe des «Achetringelers» haben insbesondere ermöglicht:  
 Gemeinden und Kirchgemeinden des Amtes Laupen  
 Schweizerische Volksbank  
 Gewerbekasse in Bern  
 Polygraphische Gesellschaft Laupen

Farbtafel aus

**TSCHACHTLANS  
BILDERCHRONIK**

der Stadt von Öppen  
 in dem Anfang des  
 Krieges  
 In dem Anfang des  
 Krieges  
 In dem Anfang des  
 Krieges



## Die Schlacht bei Laupen

Abb. 55, S. 172 und 173

Wegen des österreichischen Angebots, das im Aargau zusammengezogen wurde, durfte Bern nicht lange warten. Sobald die Verbündeten aus der Innerschweiz eingetroffen waren, zogen die Berner aus. Am Nachmittag des 21. Juni 1339 ordneten sich die beiden gegnerischen Heere am Bramberg bei Laupen zur Schlacht. Wir hören hier zum ersten Mal, daß sich die Berner und ihre Verbündeten mit weißen Stoffkreuzen kennzeichneten. Vor Beginn der Schlacht las ihnen der Berner Leutpriester Diebold Baselwind die Messe. Die Verbündeten der drei Waldstätten stellten sich der adeligen Reiterei entgegen, während die Berner dem freiburgischen Fußvolk gegenüberstanden. Auf ein Rückwärtsmanöver flohen einige Berner aus den hinteren Reihen in den Forst zurück, doch gelang es den Bernern, zunächst das Fußvolk in die Flucht zu schlagen, dann kamen sie den Verbündeten aus den Waldstätten zu Hilfe und nahmen nun die Ritter von zwei Seiten in die Zange. Jetzt wendete sich die Schlacht für Berns Gegner zu einer verheerenden Niederlage. Justinger spricht von etwa 3500 Gefallenen, die Berns Feinde verloren hätten, darunter waren viele hohe Adelige und die meisten Anführer der Gegenseite.

Der Zeichner hat die Darstellung der Laupen-Schlacht auf zwei gegenüberliegende Seiten verteilt. Links kämpfen die Innerschweizer mit der adeligen Reiterei, den Bannern von Uri, Schwyz und Obwalden stehen die Fahnen Savoyens, Österreichs, der Grafen von Nidau und von Greyerz gegenüber: Einer der Eidgenossen entreißt den Feinden gerade die Fahne Österreichs. Der Kampf scheint sich von hinten zum Vordergrund hin zu entwickeln: In der Bildmitte sind die Eidgenossen noch deutlich in der Defensive, während sie vorne die Initiative ergriffen haben. Im Hintergrund sind die Mauern und Türme von Laupen zu sehen.

Auf der rechten Seite treffen die Berner auf das feindliche Fußvolk unter den Fahnen Freiburgs und der Grafen von Kiburg und von Valangin. Auch auf diesem Bild wird eine österreichische Fahne erobert. Am Waldrand flüchten einige Berner in den Forst, in der Bildmitte prallen die beiden Heerhaufen aufeinander, im Vordergrund hat sich das Ringen schon in Einzelkämpfe aufgelöst. Die Episode am oberen Bildrand gehört an den Anfang des Geschehens: Die Freiburger hatten nach der Messe den Berner Leutpriester gefangen, ihn herumgeführt und mit ihm ihren Spott getrieben.

Die Achetringeler-Kommission  
dankt dem

**FAKSIMILE-VERLAG LUZERN**

und der

**Jubiläumstiftung «Schweizerische Volksbank»**

## Laupen-Groschen und -Pfennig

